

## Märchen

Das Märchen galt im 18. Jahrhundert noch als ein niederes literarisches Unterhaltungsgenre. In der Romantik stieg es auf zum »Kanon der Poesie« (Novalis) schlechthin. Dies hatte eine Umwälzung des kinderliterarischen Gattungssystems zur Folge. Die Aufklärungspädagogik suchte das Märchen aus der literarischen Erziehung der Kinder ganz herauszuhalten, wobei sie durch das literarische Bewußtsein der Zeit unterstützt wurde, das die Feenerzählungen und die Geschichten aus »Tausendundeine Nacht« als Lesestoff allein für Erwachsene ansah. Freilich waren Märchen, wie zahlreiche Zeugnisse belegen, auch im 18. Jahrhundert in der Kinderstube präsent, doch genossen sie als »Ammenmärchen« die tiefe Verachtung der Pädagogen. Erst die Romantik gewährte ihnen die ungeteilte Anerkennung nicht nur als Literatur hohen Ranges, sondern auch als Kinderliteratur. Mit dieser Anerkennung aber rückte das Märchen zugleich in das Zentrum der neuen, romantischen Kinderliteratur: Es stieg zu ihrer kardinalen Gattung auf und trat hierin exakt an die Stelle, die die moralische Beispielerzählung im aufklärerischen Kinderliteraturkonzept einnahm.

Die Anerkennung als Kinderliteratur bezog sich hierbei nicht allein auf das schlechte Volksmärchen; sie schloß das romantische Kunstmärchen ein. Das romantische Kindermärchen gehörte beiden Bereichen gleichbedeutend an. So ist denn der Beitrag des Kunstmärchens zur romantischen Kinderliteratur beträchtlich: An erster Stelle sind Ludwig Tiecks Märchenerzählungen, teilweise auch seine Märchendramen zu nennen, die durchaus auch als Kinderliteratur angesehen wurden. Die Dramatisierung des Perraultschen Märchens vom Rotkäppchen und das Elfenmärchen hatten bereits 1822 den Eingang in eine Kinderanthologie gefunden.<sup>1</sup> Die Italienischen Mär-

<sup>1</sup> Vgl. »Der Mägdlein Lustgarten«, Erster Theil, hrsg. von Heinrich Dittmar, Erlangen 1822, S. 86–120, 166–210.

chen nach Basile wie die Rheinmärchen, an denen Clemens Brentano seit 1806 arbeitete, waren als Kindermärchen konzipiert. Schließlich erschien 1816–17 eine zweibändige Sammlung »Kinder-Mährchen«, die Stücke von Contessa, Fouqué und E. T. A. Hoffmann enthielt. Damit war das romantische Kunstmärchen für Kinder zeitlich gesehen dem Volksmärchen sogar weit voraus. Letzteres wurde erst mit der zweiten Auflage der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm von 1819 zum eigentlichen »Kindermärchen«. Auch brach mit dem Erscheinen der Grimmschen Sammlung die Tradition des romantischen Kunstmärchens auf dem Gebiet der Kinderliteratur keineswegs ab. Von dem hier Dokumentierten etwa sind die Zaubermärchen Friedrich Schweds und die Robert Reinicks dem romantischen Kunstmärchen besonders verpflichtet. Auch im Übergang von der Romantik zum Biedermeier und zum bürgerlichen Realismus behauptete das Kunstmärchen seine herausragende Position durch die Märchen Wilhelm Hauffs; dessen Märchenalmanache (1826–28) waren an »Söhne und Töchter gebildeter Stände« – so die Titelformulierung – gerichtet.

Wer sich mit dem romantischen Kindermärchen befassen will, kann undenkbar vorbeigehen an Tiecks Elfenmärchen, an Brentanos Italienischen Märchen, den Rheinmärchen und dem Gockel-Märchen, an Contessas »Gastmahl« wie schließlich an E. T. A. Hoffmanns »Nußknacker und Mausekönig« und dem Märchen »Das fremde Kind«. Diese sind Kernstücke romantischer Kinderliteratur, und wenn sie, wie auch die Märchen Wilhelm Hauffs, hier nicht eigens noch einmal abgedruckt sind, so allein deshalb, weil sie in zahlreichen Editionen jedermann leicht zugänglich sind und z. T. auch in besonderen Ausgaben der Universal-Bibliothek bereits vorliegen.<sup>2</sup>

Über die herausragende Bedeutung der »Kinder- und Hausmärchen« der Brüder Grimm bedarf es an dieser Stelle

<sup>2</sup> Tiecks »Der blonde Eckbert«, »Der Runenberg«, »Die Elfen«, »Der gestiefelte Kater«; Brentanos »Der Dilldapp u. a. Märchen«, »Gockel und Hin-

keiner Worte. Wiedergegeben sind hier einzelne Stücke der ersten Ausgabe von 1812–15 und mehrere der zweiten von 1819, mit der die Sammlung »einen einheitlicheren naiv-volkstümlichen, kindgemäßerem und auch biedermeierlichen Zuschnitt« (Rölleke) erhielt. Die getroffene Auswahl vermag natürlich nicht den Rückgriff auf das gesamte Werk zu ersetzen, das gleichfalls in einer Ausgabe der Universal-Bibliothek vorliegt.<sup>3</sup> Gleichgeartete Märchensammlungen für Kinder erschienen erst wieder um die Jahrhundertmitte und wiesen zumeist eine regionale Akzentuierung auf, wie es bei Pröhle (1853), den Zingerles (1854) und Sutermeister (1866) der Fall ist.

Das Feld der Märchen für Kinder wird schon im frühen 19. Jahrhundert nicht allein durch die Romantik beherrscht. Zwar war sie es im wesentlichen, die dem Märchen als Kinderliteratur zum Durchbruch verhalf. Im Windschatten dieser romantischen Aufwertung des Märchens aber machte sich frühzeitig bereits eine Reihe von Tendenzen breit, die mit der Romantik selbst wenig zu tun hatten. Eine dieser Tendenzen bestand darin, in Ausnützung der neuen Märchenmode in der Kinderliteratur den jungen Lesern den Märchenbestand des 18. Jahrhunderts aufzutischen. Die alten französischen Feenmärchen und die Erzählungen aus »Tausendundeine Nacht« wurden aus den »Blauen Bibliotheken« hervorgezogen und in einem zumeist dürftigen Neuaufguß für Kinder zurechtgemacht. Diese Tendenz ist hier vernachlässigt, denn obwohl sie zahlreiche Märchenbücher hervorgebracht hat, bringt sie gegenüber dem 18. Jahrhundert nichts Neues. Eine andere Tendenz nahm zwar die neuentdeckten romantischen Märchenstoffe und -motive auf,

kel«; E. T. A. Hoffmanns »Nußknacker und Mausekönig«; Hauffs »Die Geschichte von dem kleinen Muck«, »Der Zwerg Nase«, »Das kalte Herz«, »Saiids Schicksales«, »Die Geschichte Almansors«.

<sup>3</sup> »Kinder- und Hausmärchen. Vollständige Ausgabe«, Bd. 1: »Märchen«, Bd. 2: »Märchen, Kinderlegenden«, Bd. 3: »Originalanmerkungen, Herkunftsnachweise« (Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 3191–93).

hielt aber an der aufklärerischen Geringschätzung des Genres fest. Dieser Strömung galt das Märchen als lustige Geschichte, als vergnügliche oder schauerliche Lügnerzählung, mit der man den Kindern einen Spaß bereiten konnte. Erkennbar ist sie an ihrer unernten, witzelnden Erzählweise. Als Paradigma hierfür kann die Märchensammlung von J. C. A. Löhner (1819) angesehen werden. Von dem Ernst und der Ehrfurcht, mit der die Grimms ihre Märchen erzählen, ist hier nichts zu spüren. Eine dritte Tendenz ließe sich ausmachen, deren Charakteristikum eine starke Didaktisierung des romantischen Kunst- und Volksmärchens ist. Bei allem Romantik-Fremden, das damit in die Märchenerzählungen drang, suchte diese Tendenz dennoch, einzelne Motive und Züge des romantischen Märchens zu bewahren. Das Hervortreten des Didaktischen kennzeichnete schließlich auch die biedermeierlich-realistische Märchenerzählkunst, deren bekanntester Vertreter im Bereich der Kinderliteratur wohl Ludwig Bechstein ist. Hier ist die Entfernung zu den Anfängen des romantischen Märchens noch größer geworden: Die wunderbaren Züge wurden zurückgedrängt, die durchgehende Beseelung der Natur wie die Vermischung von Realem und Phantastischem aufgegeben zugunsten einer mehr realistischen Ausrichtung des Geschehens und einer stärkeren Ausmalung des Häuslichen und Alltäglichen. Das biedermeierliche Volksmärchen steht, so Jost Hermand, »zwischen romantischer Poetisierung und realistischer Wissenschaftlichkeit«.

ALBERT LUDWIG GRIMM

*Kindermärchen.*

Heidelberg 1809

*Hanns Dudeldee, ein Märchen.*

[79] Es ist nun schon lang her, wohl viel hundert Jahr. Da lebte ein Fischer mit seiner Frau, der hieß *Dudeldee*. Sie waren aber so arm, daß sie kein recht Haus hatten, und wohnten in einer bretternen Hütte, und hatten kein Fenster daran; sie schauten durch die Astlöcher hinaus. *Dudeldee* war doch zufrieden; seine Frau aber war nicht zufrieden. Sie wünschte sich bald das, bald jenes, und quälte immer ihren Mann, weil er ihr's nicht geben konnte.

Da schwieg aber *Dudeldee* gewöhnlich, und dachte nur bey sich: »Wär' ich nur reich« oder, »wär' nur alles gleich da, wie ich's wünsche.

Einmahl Abends stand er mit seiner Frau vor der Hausthüre, und sie sahen umher in [80] der Nachbarschaft. Da standen etliche schöne Bauershäuser. Da sagte seine Frau zu ihm: »Ja, wenn wir nur so eine Hütte hätten, wie die schlechteste unter diesen Nachbarshäusern. Wir könnten sie wohl noch kriegen, aber du bist zu faul, du kannst nicht arbeiten, wie andere Leute arbeiten.«

Aber *Dudeldee* fragte: »Wie? arbeite ich nicht wie andere Leute? steh' ich nicht den ganzen Tag und fische?«

»Nein!« antwortete seine Frau ihm wieder »du könntest früher aufstehen, und vor Tag schon so viele Fische fahen, als du sonst den ganzen Tag bekommst. Du bist aber zu faul; du magst nicht schaffen.« Und so zankte sie ihn fort.

Darum stand er des andern Morgens früh auf, und ging hinaus an den See, zu fischen. Und er sah die Leute kommen auf's Feld und schaffen, und er hatte noch nichts gefangen. Und es war Mittag worden, und die Schnitter sassen im

Baumschatten, und assen ihr Mittagbrot, und er hatte noch nichts gefangen, und setzte sich traurig hin, [81] und zog sein schimmelig Brot aus seiner Tasche, und aß es. Dann fischte er wieder. Und die Sonne neigte sich, und die Schnitter gingen heim, und der Schäfer trieb die Heerde in den Pferch, und die Kuhheerde zog heim, und stiller ward's auf dem Felde. Aber *Dudeldee* stand noch immer, und noch hatte er kein Fischlein.

Da war es dämmerig worden, und er dachte ans Heimgehen. Einmahl wollte er noch sein Netz eintauchen, ob er nicht jetzt noch etwas fange. Er tauchte es ein, und als wollte er die Fische locken; rief er:

»Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du, lieber *Hanns Dudeldee*?« fragte ein Fischlein, das herzugeschwommen war, und den Kopf ein wenig über das Wasser hervorstreckte.

Der arme *Hanns Dudeldee* war zwar erstaunt über das Fischlein, aber doch besann er sich und dachte: »Hm, wenn's da nur darauf ankommt, etwas zu wollen, da sollst du mich nicht lang fragen müssen.« Er sah [82] umher, was er wohl gleich wünschen sollte. Drüben, jenseits des Sees stand ein schönes Lustschlößchen, aus dem eine schöne Hörner-Musik herüber klang. Auch fiel ihm der Wunsch seiner Frau ein, die ein besseres Haus haben wollte. Darum sagte er: »Ich möchte gern so ein Landhaus, wie jenes da drüben; so ein Schloß möchte ich gern haben, statt meines bretternen Hüttleins.«

»Geh' nur hin«, sagte das Fischlein, »deine bretterne Hütte ist ein solches Lustschloß.« Und *Hanns Dudeldee* lief mehr, als er ging, nach Hause, und sah schon von ferne an der Stelle, wo sonst sein Haus stand, ein prächtiges Schloß mit erleuchteten Zimmern. Und als er erst hinein kam, da war alles so prächtig, daß er sich nicht zu lassen wußte. Der Ausgang war mit Marmor geplattet; die Stubenboden eingelegt und mit Wachse gebohnt; die Wände tapeziert; herrliche Kronleuchter hingen da in den hohen Sälen; kurz, es war

alles so schön, daß Hanns Dudeldee nicht das Herz hatte, [83] recht darin herum zu gehen. Er konnte gar nicht glauben, daß das jetzt sein Eigenthum sey. Er meynte, er sey irre, und wäre beynahe wieder weggegangen, wenn ihm seine Frau nicht auf der Treppe begegnet wäre.

Kaum hatte er sie erblicket, so fragte er sie: »Nun bist du jetzt zufrieden mit dem Hause?« und erzähl' ihr, wie er dazu gekommen sey. »Was?« antwortete sie, »man meynt Wunder, was das jetzt wäre! da hab' ich in der Stadt schon viel schönere Häuser gesehen, wie ich noch dort diene. Es geht zwar an; – aber wie kannst du so dumm seyn? Das Beste hast du vergessen. Sieh einmahl jetzt unsere Kleider gegen das hübsche Haus! was die für einen Abstand machen! Hättest du mir und dir nicht auch gleich schöne Kleider wünschen können? du bist aber zu dumm und träg. Du magst auch dein Bißchen Verstand, das du hast, nicht einmahl gebrauchen.«

So ging das Schelten und Keifen wie-[84]der fort, bis sie einschlief. Und Hanns Dudeldee ging des andern Morgens mit dem Tage wieder hinaus an dieselbe Stelle, tauchte sein Netz wieder ein, und rief wieder:

»Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du lieber Hanns Dudeldee?«

So fragte das Fischlein wieder, und Dudeldee besann sich nicht lang, und sagte, er wünsche seiner Frau und sich recht schöne Kleider, die auch zu ihrem neuen Hause paßten.

»Ihr habt sie«, sagte das Fischlein, und Dudeldee stand da in einem fein tuchenen Rocke mit goldenen Tressen, in seidenen Strümpfen und Schuhen, mit gestickter Weste, alles nach damahliger Mode. Und als er nach Hause kam, hatte er beynahe seine Frau nicht mehr erkannt in den seidenen Kleidern. Sie guckte aber zum Fenster heraus, und fragte: »Bist du's Hanns?« »Ja ich bin's«, antwortete er, »nun bist du jetzt zufrieden?« »Will 'mahl sehen!« antwortete sie.

[85] So lebten sie eine Zeitlang ruhig fort. Drauf, als ihr Mann wieder einmahl fischen gehen wollte, sagte sie: »Geh'

was brauchst du zu fischen? laß das bleiben und wünsch dir lieber eine rechte Kiste voll Geld.«

»Hm, das ist wahr!« dachte Dudeldee, und ging hinaus an den See, und tauchte sein Netz wieder auf derselben Stelle ein, und rief:

»Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du, lieber Hanns Dudeldee?« fragte ihn das kleine Fischlein wieder. »Ach, eine rechte Kiste voll Geld«, sagte er; »gehe nur hin«, sagte das Fischlein, »in deinem Schlafzimmer steht sie.« Und wie er heim kam, stand in seinem Schlafzimmer eine ganz große Kiste voll Goldstücken.

Nun ging alles hoch her bei ihnen, und sie kaufte sich Kutsche, und Pferde, und ihrem Mann ein Reitpferd, und fuhren oft in die Städte, und hielten sich einen Koch und Bediente. Da schalten sie die Nachbarinnen immer die *hochmüthige Fischerin*. [86] Das verdroß sie gar sehr, und lag ihrem Manne wieder an, er sollte machen, daß sie über die Nachbarinnen alle zu befehlen habe. Und er ging wieder mit seinem Netze hinaus, und tauchte es ein, und rief:

»Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du lieber Hanns Dudeldee?« fragte ihn das Fischlein. »Ich wäre gern ein Edelmann oder Graf, und möchte, daß ich über alle meine Nachbarn zu befehlen hätte.« Da sprach das Fischlein: »Gehe nur hin, es ist so.« Und, als er heim kam, da hatten die Nachbarsleute schon seiner Frau gehuldigt, und sie hatte schon ein Paar von ihren Nachbarinnen einsperren lassen, die sie sonst hochmüthige Fischerin gescholten hatten.

Und jetzt fuhren sie oft in die Hauptstadt, wo der König wohnte, und wollten sich in die Gesellschaft anderer Grafen mischen. Aber sie wußten sich nicht dort nach ihrer Sitte zu betragen, und wurden von allen verlacht, und einige Gräfinnen nannten sie nur die Fischgräfinn und ihn den Fischgrafen Dudeldee.

[87] Da sprach sie wieder zu ihrem Manne: »Geh' hinaus,



und laß dich zu einem König machen; denn ich will nicht mehr Fischgräfinn heissen; ich will Königinn seyn.« Aber Hanns Dudeldee rieth ihr ab, und sagte: »Bedenke doch, wie wir arm waren, und uns nur ein Hüttlein wünschten, wie das schlechteste von unsern Nachbarshäusern. Jetzt haben wir alles im Ueberflusse, nun laß uns auch genug haben.«

Die Frau aber wollte nicht genug haben, und sprach: »Was? ich soll mich Fischgräfinn schelten lassen? ich soll den Hochmuth der Stadtweiber ertragen? Nein, sie müssen wissen, wer ich bin; ich will's ihnen zeigen! – Und du willst auch so einfältig seyn, und willst dir's gefallen lassen?« So zankte sie fort, bis er ihr versprach, sie zur Königinn zu machen.

Darum ging er hinaus an den See, und sagte wieder sein altes Sprüchlein, und das Fischlein kam wieder, und fragte wieder: »Was willst du, lieber Graf Dudeldee?« Er brachte sein Anliegen vor, daß [88] er gerne König wäre; das Fischlein sagte: »Du bist's!« und er kam heim, und fand sein Lustschloß ganz prächtig verändert, und viel grösser; Marschälle, und Minister mit goldenen Schlüsseln und Stern empfinden ihn mit tiefen Verbeugungen. Sein Kopf wurde ihm ganz schwer; er wollte den Hut abziehen, aber siehe da! statt des Hutes hatte er eine schwere goldene Krone auf dem Haupte. Und als er seine Frau sahe, erkannte er sie fast nicht mehr, so glänzte ihr Gewand von Gold und Juwelen. Aber als er sie fragte, ob sie jetzt zufriedener wäre, sagte sie: »Ja, bis ich wieder etwas Besseres weiß. Ich wäre ja eine Närrin, wenn ich's besser haben könnte, und nähm's nicht an.«

So lebten sie jetzt aber doch eine Weile zufrieden, und Dudeldee's Frau wünschte sich nichts mehr; denn sie hatte ja alles, was sie sich nur hätte wünschen können, hatte sich auch gerächt an den Gräfinnen, die sie die Fischgräfinn geheissen hatten. Aber endlich fehlte ihr doch wieder einmal etwas. [89] Sie hörte in der Zeitung lesen von der Pracht, und dem Aufwande, der an andern Königshöfen

herrschte, und hörte, daß es andere Könige und Kaiser gebe, die über weit mehr Leute und über weit mächtigere Reiche zu befehlen hätten, als Dudeldee. Darum lag sie ihm wieder an, und quälte ihn, bis er ihr versprach, der mächtigste König zu werden, der nur auf Erden seyn könne.

Er tauchte sein Netz wieder ein und rief:

»Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du König Dudeldee?« fragte das Fischlein, und Dudeldee sagte: Mache mich doch gleich zum mächtigsten König, oder Kaiser auf Erden; Und gleich war er's auch. Denn, als er heim kam, da waren schon Gesandte und Deputirten aus allen Reichen und Welttheilen da; arme Poeten warteten mit Gedichten auf Atlas auf ihn; Schulmeister, die bessere Besoldungen brauchten, waren da mit Suppliken; Kammerherren, mit dem Hute unter dem Arm, gingen hin und her; Bauern, die Prozesse hatten, wollten zu ihm; Schildwachen gingen auf und ab; eine Kut-[90]sche mit zehn Pferden, und zwanzig Vorreutern, und sechs Läufern stand immer zum Wegfahren bereit; Pfauen und Perlhühner waren in einem Nebenhofe; kurz, es war da alles, was einen so grossen Kaiser nur ergötzen konnte, ja sogar zwey Hofnarren waren immer um ihn.

Der neue Kaiser Dudeldee war freylich im Anfang darüber böse, daß ihn die zwey närrischen Menschen immer verfolgten, wohin er gehen mochte, und beschwerte sich darüber bey seiner Frau, weil er denn doch lieber in der Gesellschaft von vernünftigen Leuten, als bey Narren seyn wollte. Sie sagte ihm aber, das verstehe er nicht; das müßte so seyn; alle sehr grossen Herren hätten's lieber mit Narren zu thun; er werde denn doch kein Narr seyn wollen, und eine Ausnahme machen.

Endlich ließ er sich's gefallen, und war nur froh, daß seine Frau zufrieden war, aber die Freude dauerte nicht lange. Er kam einmal zu ihr und traf sie ganz traurig an. »Was fehlt dir?« fragte er sie. »Ach!« sagte sie, »ich bin verdrüsslich über das Re-[91]genwetter. Das dauert nun doch schon vier

Tage an, und ich möchte so gern Sonnenschein haben. Ueberhaupt ich wollte, ich könnte alles machen, was der liebe Gott kann, daß ich Frühling haben könnt', und Sommer und Herbst und Winter; gerade wann ich wollte. Geh' hin, und mache, daß ich's kann.« So sagte sie, und ihm gefiel es selber. »Wie«, dachte er, »wenn du jetzt im Regen hinaus gehst, und kämst heim im Sonnenschein, den deine Frau gemacht hätte; Da könntest du auch die Narren wieder los werden.«

So dachte er bey sich, und schlich sich gleich mit seinem Fischernetze zu einer Hinterpforte im Regen hinaus, ging an den See, tauchte sein Netz ein, und rief wieder, wie sonst: »Fischlein, Fischlein in dem See!«

»Was willst du lieber Kaiser Dudeldee?« fragte ihn das Fischlein. »Ach«, sagte er, »weiter nichts, als meine Frau möchte gern können, was Gott kann: Regen und Sonnenschein machen, und Frühling und Sommer und Herbst und Winter, wann sie gerade will.«

[92] »So! und weiter nichts?« fragte das Fischlein. »Nein, nein, Kaiser Dudeldee, ich sehe, daß an deiner Frau und dir nichts gut angelegt ist, darum sey du wieder der alte Fischer Dudeldee. Denn damals warst du nicht so übermüthig und ungenügsam, wie jetzt.«

Und das Fischlein verschwand, und er rief wohl oft: »Fischlein, Fischlein in dem See«; aber kein Fischlein fragte mehr: »Was willst du, lieber Dudeldee?« Und er stand wieder da, wie das erste Mahl, ohne Wamms, nur in seinen schmutzigen ledernen Hosen, und war wieder der alte Fischer Dudeldee.

Und als er heim kam, da war wieder das Schloß fort, und da stand wieder seine kleine bretterne Hütte, und seine Frau saß darin in ihren schmutzigen Kleidern, und schaute wieder heraus durch ein Astloch, wie vormahls, und war wieder die Frau des Fischers Dudeldee.

JOHANN GUSTAV BÜSCHING

*Volks-Sagen, Märchen und Legenden.*

Leipzig 1812

*Kindermährchen*

[286]

*Das Mährchen von der Padde.*

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Es lebte aber auch damals eine alte Frau, die hatte nur ein Töchterlein, welches Petersilie hieß. Der König schickte seine Söhne aus, um sich in der Welt umzusehen, seine und fremde Lande kennen zu lernen, um so weise genug zu werden, dereinst ihr Erbtheil beherrschen zu können. Die alte Frau aber lebte stille und eingezogen mit ihrem Töchterlein, [287] das den Namen davon hatte, daß es Petersilie lieber als alle andere Speise aß, ja einen rechten Heishunger darnach hatte. Die arme Mutter hatte nicht Geld genug, immer und immerfort Petersilie für die Tochter zu kaufen, und es blieb ihr daher nichts übrig, da das Töchterlein gar zu schön war und sie auf keine Weise ihrer Schönheit nachtheilig sein wollte, als nächtlich aus dem Garten des gegenüberliegenden Jungfrauenklosters die schönsten Petersilienwurzeln zu entwenden und das Töchterchen damit zu füttern. Das Gelüst der schönen Petersilie war nicht unbekannt, eben so wenig blieb der Diebstahl verborgen, und die Aebtissin war über ihre schöne Nachbarin nicht wenig erzürnt.

Die drei Prinzen kamen auf ihrer Wanderung auch in das Städtlein, wo Petersilie mit ihrer Mutter wohnte und gingen gerade durch die Straße, als das schöne Mägdlein am Fenster stand und ihre langen, wunderprächtigen Haare kämmte und flocht. Entzündet von Liebe, stieg in einem jeden der Wunsch auf, die Schöne zu besitzen, und kaum war der Wunsch über die Lippen gekommen, als auch ein jeglicher, in blinder Eifersucht, seinen Säbel zog und auf seinen brü-

derlichen Mitbewerber losging. Der Kampf ward nicht wenig heftig, auch die Aebtissin trat an die Pforte, und kaum hatte die fromme Frau gehört, daß ihre Nachbarin die [288] Ursache sei, als aller Grimm, früher und späterer, sich in ihr zu der Verwünschung sammelte: sie wünschte, daß Petersilie in einen häßlichen Frosch verwandelt würde und unter einer Brücke am entferntesten Ende der Erde säße. Kaum ausgesprochen, ward Petersilie ein Frosch und war verschwunden. Die Prinzen, die nun keinen Gegenstand des Kampfes hatten, steckten ihre Degen ein, umarmten sich wieder brüderlich und zogen heim zu ihrem Vater.

Der alte Herr merkte indessen, daß er stumpf und schwach in den Regierungsgeschäften ward, und wollte daher das Reich abtreten, aber wem? dazu konnte sich sein väterliches Herz nicht entschließen, unter den drei Söhnen zu wählen. Das Schicksal sollte es bestimmen und er ließ sie daher vor sich kommen. »Meine lieben Kinder, – sprach er – ich werde alt und schwach und will meine Regierung niederlegen, kann mich aber nicht entschließen, einen von euch zu wählen, da ich euch alle drei gleich zärtlich liebe und denn doch auch dem Besten und Klügsten von euch mein Volk übergeben wollte. Ihr sollt mir daher drei Aufgaben lösen und wer sie mir löst, der soll mein Erbe sein. Das erste ist: ihr müßt mir ein Stück Leinewand von hundert Ellen bringen, das man durch einen goldnen Ring ziehen kann.« Die Söhne verneigten sich, versprachen [289] ihr möglichstes zu thun und machten sich auf die Reise.

Die beiden ältesten Brüder nahmen viel Gefolge und viele Wagen mit, um alle die schöne Leinewand, die sie finden würden, aufzuladen, der Jüngste ging ganz allein. Bald kamen drei Wege, zwei lustig und trocken, der dritte düster, feucht und schmutzig. Die beiden älteren Brüder nahmen die beiden ersten Wege, der Jüngste nahm Abschied von ihnen und schlenderte den düstern Weg entlang. Wo nur schöne Leinewand war, besahen sie die älteren Brüder und erstanden sie, ihre Wagen krachten unter der Last, und wo

nur irgend der Ruf sie hinwies, dahin eilten sie auch und kauften. Sie kehrten reich versehen zurück. Der Jüngste dagegen ging mehrere Tagereisen auf seinem unwirthlichen Wege fort, nirgend wollte ihm ein Ort erscheinen, in dem er auch nur eine erträglich feine Leinewand gefunden und so reis'te er lange und ward immer mißmüthiger.

Einst kam er an eine Brücke, setzte sich an dem Rande nieder und seufzte recht tief über sein böses Schicksal. Da kroch eine mißgestaltete Padde aus dem Sumpf hervor, stellte sich vor ihn und fragte, mit nicht ganz übeltdönder Stimme: was ihm denn fehle? Der Prinz, unwillig, antwortete: »Frosch, du wirst mir nicht helfen.« – »Und [290] doch, – erwiderte der Frosch – sagt mir nur eure Leiden.« Nach mehrern Weigerungen erklärte endlich der Prinz die Ursache, warum ihn sein Vater ausgesendet habe. »Dir soll geholfen werden«, sagte die Padde, kroch in ihren Sumpf zurück und zerrte bald ein Läppchen Leinewand, nicht größer als eine Hand und nicht eben zum saubersten aussehend, hervor, das sie vor den Prinzen niederlegte und ihm andeutete, das solle er nur nehmen. Der Prinz hatte gar keine Lust, ein so übel scheinendes Läppchen anzunehmen, doch lag etwas in den Zuredungen der Padde, das ihn bereitwillig machte und er dachte: etwas ist doch besser, als gar nichts, steckte daher sein Läppchen ein und empfahl sich dem Frosche, der mühsam sich wieder in das Wasser schob.

Je weiter er ging, je mehr merkte er zu seiner Freude, daß ihm die Tasche, in welche er das Läppchen gesteckt hatte, immer schwerer ward und er wanderte daher muthvoll auf den Hof seines Vaters zu, den er auch in kurzem erreichte, als eben auch seine Brüder mit ihren Frachtwagen wieder anlangten. Der Vater war erfreut, seine drei Kinder wieder zu sehen, zog sogleich seinen Ring vom Finger und die Probe begann. Auf alle den Frachtwagen war auch nicht ein Stück, das nur zum zehnten Theile durch den Ring gegangen wäre, und die [291] beiden ältern Brüder, die erst ziemlich

spöttisch auf ihren Bruder, der ganz ohne alle große Vorräthe gekommen war, sahen, wurden ziemlich kleinlaut. Wie ward ihnen zu Muthe, als er aus seiner Tasche ein Gespinnst zog, das an Zartheit, Feinheit und Weiße alles übertraf, was man je gesehen hatte. Es wallte in glänzenden Lagen und ging nicht allein höchst bequem durch den Ring durch, man hätte wohl noch ein Stück zu gleicher Zeit durch den Ring ziehen können, und dennoch gab das Maaß richtige hundert Ellen.

Der Vater umarmte den glücklichen Sohn, befahl die unbrauchbare Leinwand ins Wasser zu werfen, und sagte dann zu seinen Kindern: »nun, ihr lieben Prinzen, müßt ihr die zweite Forderung erfüllen, ihr müßt mir ein Hündlein bringen, das in eine Nußschale paßt.« Die Söhne waren über eine so wunderbare Aufgabe nicht wenig erschrocken, aber der Reiz der Krone war zu groß, sie versprachen auch dies zu erfüllen zu suchen, und wanderten nach wenig Tagen Ruhe wieder aus.

Am Scheidewege trennten sie sich; der Jüngste ging seinen feuchten, unscheinbaren Weg, er hatte schon bei weitem mehr Muth. Kaum hatte er einige Zeit an der Brücke gesessen und wieder geseufzet, so kroch auch die Padde wieder hervor, setzte sich ihm, wie das erstemal, gegenüber, öffnete [292] den weiten Mund und fragte: was ihm denn fehle? Der Prinz setzte diesmal keinen Zweifel in die Macht der Padde, sondern gestand ihr gleich sein Bedürfnis. »Dir soll geholfen werden«, sagte wiederum die Padde, kroch in den Sumpf und brachte ein Haselnußlein hervor, legte sie ihm vor die Füße, sagte ihm, er solle sie nur mitnehmen und seinen Herrn Vater bitten, die Nuß sauber aufzuknacken, das andere würde er schon sehen. Der Prinz ging vergnügt fort und die Padde schob sich wieder mühsam in das Wasser hinab.

Daheim waren die Brüder auch schon zu gleicher Zeit angekommen und hatten eine große Menge sehr zierlicher Hündlein mitgebracht. Der alte Vater hatte eine beträchtlich

große Wallnußschale bereit und schob jedes Hündlein hinein, aber die hingen bald mit den Vorderfüßen, bald mit dem Kopf, bald mit den Hinterfüßen, bald ganz über die Wallnußschale fort, so daß gar nicht daran zu denken war, daß ein Hündlein hineingepaßt hätte. Als nun kein Hund mehr zu proben übrig war, überreichte der Jüngste mit einer zierlichen Verbeugung dem Vater seine Haselnuß und bat, sie auf das behutsamste aufzuknacken. Kaum hatte der alte König es gethan, als aus der Haselnuß ein wunderkleines und niedliches Hündlein sprang, das gleich auf der Hand des Königs umher lief, mit dem [293] Schwänzlein wedelte, ihm schmeichelte und gegen die andern auf das zierlichste belte.

Die Freude des Hofes war allgemein, der Vater umarmte wieder den glücklichen Sohn, befahl abermals, die andern Hunde in das Wasser zu werfen und zu ersäufen, und sagte dann zu seinen Söhnen: »liebe Kinder, die beiden schwierigsten Bedingnisse sind nun erfüllt. Hört nun mein drittes Verlangen: wer die schönste Frau mir bringt, der soll mein Erbe und Nachfolger sein.« Die Bedingung war zu nahe, der Preis zu reizend, als daß die Prinzen nicht sogleich, jeder auf seinem gewohnten Wege, wieder hätten aufbrechen sollen.

Dem Jüngsten war diesmal gar nicht wohl zu Muthe. Er dachte: alles andere hat der alte Frosch wohl erfüllen können, aber nun wirds vorbei sein, wo wird er mir ein schönes Mädchen und noch dazu das schönste herschaffen können? seine Sümpfe sind fern und breit menschenleer und nur Kröten, Unken und anderes Ungeziefer wohnt dort. Er ging indessen doch fort und seufzte diesmal aus schwerem Herzen, als er wieder an der Brücke saß. Nicht lange darnach stand die Padde wieder vor ihm und fragte: was ihm fehle? »Ach, Padde, diesmal kannst du mir nicht helfen, das übersteigt deine Kräfte.« – »Und doch – erwiederte der Frosch – sagt mir nur euer Leiden.« Der Prinz entdeckte ihm [294] endlich seine neuen Leiden. »Dir soll geholfen wer-

den – sagte wieder der Frosch – gehe du nur voran, die Schöne wird dir schon folgen, aber du mußt über das, was du sehen wirst, nicht lachen.« Darauf sprang er, wider seine Gewohnheit, mit einem herzhaften Sprunge weit in das Wasser hinein und verschwand.

Der Prinz seufzte wiederum recht tief, stand auf und ging fort; denn er erwartete nicht viel von dem Versprechen. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so hörte er hinter sich ein Geräusch; er blickte sich um und sah sechs große Wasserratten, die, in vollem Trabe, einen Wagen von Kartenpappe gemacht hinter sich herzogen. Auf dem Bocke saß eine übergroße Kröte als Kutscher, hinten auf standen zwei kleinere Kröten als Bediente und zwei bedeutend große Mäuse, mit stattlichen Schnurrbärten, als Heiducken, im Wagen selbst aber saß die ihm wohlbekannte dicke Padde, die, im Vorbeifahren, etwas ungeschickt, aber doch möglichst zierlich, ihm eine Verbeugung machte.

Viel zu sehr in Betrachtungen vertieft von der Nähe seines Glückes, und wie ferne er nun sei, da er die schönste Schöne nicht finden würde, betrachtete der Prinz kaum diesen lächerlichen Aufzug, noch weniger hatte er gar Lust zu lachen. Der Wagen fuhr eine Weile vor ihm her und bog dann um eine [295] Ecke. Wie ward ihm aber, als bald darauf um dieselbe Ecke ein herrlicher Wagen rollte, gezogen von sechs mächtigen, schwarzen Pferden, regiert von einem wohlgekleideten Kutscher und in dem Wagen die schönste Frau, die er je gesehen und in der er sogleich die reizende Petersilie erkannte, für die sein Herz schon früher entbrannt war. Der Wagen hielt bei ihm stille, Bediente und Heiducken, aus der Thiergestalt entzaubert, öffneten ihm den Wagen und er säumte nicht, sich zu der schönen Prinzessin zu setzen.

Bald kam er in der Hauptstadt seines Vaters an, mit ihm seine Brüder, die eine große Menge der schönsten Frauen mit sich führten, aber als sie vor den König traten, erkannte sogleich der ganze Hof der schönen Petersilie den Kranz der

Schönheit zu, der entzückte Vater umarmte seinen Sohn, als Nachfolger, und seine neue Schwiegertochter, die anderen Frauen wurden aber alle, wie der Leinwand und den Hündleinen geschehen war, ins Wasser geworfen und ersäuft. Der Prinz heirathete die Prinzessin Petersilie, regierte lange und glücklich mit ihr, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

JACOB UND WILHELM GRIMM

*Kinder- und Haus-Märchen.*

Berlin 1812–15

[1,1] *Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.*

Es war einmal eine Königstochter, die ging hinaus in den Wald und setzte sich an einen kühlen Brunnen. Sie hatte eine goldene Kugel, die war ihr liebstes Spielwerk, die warf sie in die Höhe und fing sie wieder in der Luft und hatte ihre Lust daran. Einmal war die Kugel gar hoch geflogen, sie hatte die Hand schon ausgestreckt und die Finger gekrümmt, um sie wieder zu fangen, da schlug sie neben vorbei auf die Erde, rollte und rollte und geradezu in das Wasser hinein.

Die Königstochter blickte ihr erschrocken nach, der Brunnen war aber so tief, daß kein Grund zu sehen war. Da fing sie an jämmerlich zu weinen und zu klagen: »ach! wenn ich meine Kugel wieder hätte, da wollt' ich alles darum geben, meine Kleider, meine Edelgesteine, meine Perlen und was es auf der Welt nur wär'.« Wie sie so klagte, steckte ein Frosch [2] seinen Kopf aus dem Wasser und sprach: »Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?« – »Ach, sagte sie, du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne



Kugel ist mir in den Brunnen gefallen.« – Der Frosch sprach: »deine Perlen, deine Edelgesteine und deine Kleider, die verlang ich nicht, aber wenn du mich zum Gesellen annehmen willst, und ich soll neben dir sitzen und von deinem goldnen Tellerlein essen und in deinem Bettlein schlafen und du willst mich werth und lieb haben, so will ich dir deine Kugel wiederbringen.«

Die Königstochter dachte, was schwätzt der einfältige Frosch wohl, der muß doch in seinem Wasser bleiben, vielleicht aber kann er mir meine Kugel holen, da will ich nur ja sagen; und sagte: »ja meinewegen, schaff mir nur erst die goldne Kugel wieder, es soll dir alles versprochen seyn.« Der Frosch steckte seinen Kopf unter das Wasser und tauchte hinab, es dauerte auch nicht lange, so kam er wieder in die Höhe, hatte die Kugel im Maul und warf sie ans Land. Wie die Königstochter ihre Kugel wieder erblickte, lief sie geschwind darauf zu, hob sie auf und war so froh, sie wieder in ihrer Hand zu halten, daß sie an nichts weiter gedachte, sondern damit nach Hause eilte. Der Frosch rief ihr nach: »warte, Königstochter, und nimm mich mit, wie du versprochen hast;« aber sie hörte nicht darauf.

[3] Am andern Tage saß die Königstochter an der Tafel, da hörte sie etwas die Marmortreppe heraufkommen, plitsch, plitsch! plitsch, platsch! bald darauf klopfte es auch an der Thüre und rief: »Königstochter, jüngste, mach mir auf!« Sie lief hin und machte die Thüre auf, da war es der Frosch, an den sie nicht mehr gedacht hatte; ganz erschrocken warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich wieder an die Tafel. Der König aber sah, daß ihr das Herz klopfte, und sagte: »warum fürchtest du dich?« – »Da draußen ist ein garstiger Frosch, sagte sie, der hat mir meine goldne Kugel aus dem Wasser geholt, ich versprach ihm dafür, er sollte mein Geselle werden, ich glaubte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen vor der Thür und will herein.«

Indem klopfte es zum zweitenmal und rief:

»Königstochter, jüngste,  
mach mir auf,  
weißt du nicht was gestern  
du zu mir gesagt  
bei dem kühlen Brunnenwasser?  
Königstochter, jüngste,  
mach mir auf.«

Der König sagte: »was du versprochen hast, mußst du halten, geh und mach dem Frosch die Thüre auf. Sie gehorchte und der Frosch hüpfte herein, und ihr auf dem Fuße immer nach, bis [4] zu ihrem Stuhl, und als sie sich wieder gesetzt hatte, da rief er: »heb mich herauf auf einen Stuhl neben dich.« Die Königstochter wollte nicht, aber der König befahl es ihr. Wie der Frosch oben war, sprach er: »nun schieb dein goldenes Tellerlein näher, ich will mit dir davon essen.« Das mußte sie auch thun. Wie er sich satt gegessen hatte, sagte er: »nun bin ich müd' und will schlafen, bring mich hinauf in dein Kämmerlein, mach dein Bettlein zurecht, da wollen wir uns hineinlegen.« Die Königstochter erschreckt, wie sie das hörte, sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute sich nicht ihn anzurühren und nun sollte er bei ihr in ihrem Bett liegen, sie fing an zu weinen und wollte durchaus nicht. Da ward der König zornig und befahl ihr bei seiner Ungnade, zu thun, was sie versprochen habe. Es half nichts, sie mußte thun, wie ihr Vater wollte, aber sie war bitterböse in ihrem Herzen. Sie packte den Frosch mit zwei Fingern und trug ihn hinauf in ihre Kammer, legte sich ins Bett und statt ihn neben sich zu legen, warf sie ihn bratsch! an die Wand; »da nun wirst du mich in Ruh lassen, du garstiger Frosch!«

Aber der Frosch fiel nicht todt herunter, sondern wie er herab auf das Bett kam, da wars ein schöner junger Prinz. Der war nun ihr lieber Geselle, und sie hielt ihn werth wie [5] sie versprochen hatte, und sie schliefen vergnügt zusammen ein. Am Morgen aber kam ein prächtiger Wagen mit acht Pferden bespannt, mit Federn geputzt und goldschim-

mernd, dabei war der treue Heinrich des Prinzen, der hatte sich so betrübt über die Verwandlung desselben, daß er drei eiserne Bande um sein Herz legen mußte, damit es vor Traurigkeit nicht zerspringe. Der Prinz setzte sich mit der Königstochter in den Wagen, der treue Diener aber stand hinten auf, so wollten sie in sein Reich fahren. Und wie sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Prinz hinter sich ein lautes Krachen, da drehte er sich um und rief:

»Heinrich, der Wagen bricht!«

»Nein Herr, der Wagen nicht,

es ist ein Band von meinem Herzen,

das da lag in großen Schmerzen,

als ihr in dem Brunnen saßt,

als ihr eine Fretsche (Frosch) was't.« (wart)

Noch einmal und noch einmal hörte es der Prinz krachen, und meinte: der Wagen bräche, aber es waren nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr erlöst und glücklich war.

[23]

*Die Hand mit dem Messer.*

Es war ein kleines Mädchen, das hatte drei Brüder, die galten bei der Mutter alles, und es wurde überall zurückgesetzt, hart angefahren und mußte tagtäglich Morgens früh ausgehen, Torf zu graben auf dürrer Heidegrund, den sie zum Kochen und Brennen brauchten. Noch dazu bekam es ein altes und stumpfes Geräth, womit es die saure Arbeit verrichten sollte.

Aber das kleine Mädchen hatte einen Liebhaber, der war ein Elfe und wohnte nahe an ihrer Mutter Haus in einem Hügel, und so oft es nun an dem Hügel vorbei kam, so streckte er seine Hand aus dem Fels, und hielt darin ein sehr scharfes Messer, das von sonderlicher Kraft war und alles durchschnitt. Mit diesem Messer schnitt sie den Torf bald heraus,

ging vergnügt mit der nöthigen Ladung heim, und wenn sie am Felsen vorbei kam, [24] klopfte es zweimal dran, so reichte die Hand heraus und nahm das Messer in Empfang.

Als aber die Mutter merkte, wie geschwind und leicht sie immer den Torf heimbrachte, erzählte sie den Brüdern, es mußte ihr gewiß jemand anders dabei helfen, sonst wäre es nicht möglich. Da schlichen ihr die Brüder nach und sahen, wie sie das Zaubermesser bekam, holten sie ein und drangen es ihr mit Gewalt ab. Darauf kehrten sie zurück, schlugen an den Felsen, als sie gewohnt war zu thun, und wie der gute Elf die Hand herausstreckte, schnitten sie sie ihm ab mit seinem selbigen Messer. Der blutende Arm zog sich zurück, und weil der Elf glaubte seine Geliebte hätte es aus Verrath gethan, so wurde er seitdem nimmermehr gesehen.

[101]

*Wie Kinder Schlachtens  
mit einander gespielt haben.*

I.

In einer Stadt Franecker genannt, gelegen in Westfriesland, da ist es geschehen, daß junge Kinder, fünf- und sechsjährige, Mägdlein und Knaben mit einander spielten. Und sie ordneten ein Bublein an, das solle der Metz-[102]ger seyn, ein anderes Bublein, das solle Koch seyn, und ein drittes Bublein, das solle eine Sau seyn. Ein Mägdlein, ordneten sie, solle Köchin seyn, wieder ein anderes, das solle Unterköchin seyn; und die Unterköchin solle in einem Geschirrelein das Blut von der Sau empfangen, daß man Würste könne machen. Der Metzger gerieth nun verabredetermaßen an das Bublein, das die Sau sollte seyn, riß es nieder und schnitt ihm mit einem Messerlein die Gurgel auf, und die Unterköchin empfing das Blut in ihrem Geschirrelein. Ein Rathsherr, der von ungefähr vorübergeht, sieht dies Elend: er nimmt von Stund an den Metzger mit sich und führt ihn in

des Obersten Haus, welcher sogleich den ganzen Rath versammeln ließ. Sie saßen all' über diesen Handel und wußten nicht, wie sie ihm thun sollten, denn sie sahen wohl, daß es kindlicher Weise geschehen war. Einer unter ihnen, ein alter weiser Mann, gab den Rath, der oberste Richter solle einen schönen rothen Apfel in eine Hand nehmen, in die andere einen rheinischen Gulden, solle das Kind zu sich rufen und beide Hände gleich gegen dasselbe ausstrecken: nehme es den Apfel, so soll es ledig erkannt werden, nehme es aber den Gulden, so solle man es tödten. Dem wird gefolgt, das Kind aber ergreift den Apfel lachend, wird also aller Strafe ledig erkannt.

## II.

[103] Einstmals hat ein Hausvater ein Schwein geschlachtet, das haben seine Kinder gesehen; als sie nun Nachmittag mit einander spielen wollen, hat das eine Kind zum andern gesagt: »Du sollst das Schweinchen und ich der Metzger seyn«; hat darauf ein bloß Messer genommen, und es seinem Brüderchen in den Hals gestoßen. Die Mutter, welche oben in der Stube saß und ihr jüngstes Kindlein in einem Zuber badete, hörte das Schreien ihres anderen Kindes, lief alsbald hinunter, und als sie sah, was vorgegangen, zog sie das Messer dem Kind aus dem Hals und stieß es im Zorn, dem andern Kind, welches der Metzger gewesen, ins Herz. Darauf lief sie alsbald nach der Stube und wollte sehen, was ihr Kind in dem Badesüber mache, aber es war unterdessen in dem Bad ertrunken; deßwegen dann die Frau so voller Angst ward, daß sie in Verzweiflung gerieth, sich von ihrem Gesinde nicht wollte trösten lassen, sondern sich selbst erhängte. Der Mann kam vom Felde und als er dies alles gesehen, hat er sich so betrübt, daß er kurz darauf gestorben ist.

[11,223] *Der Löwe und der Frosch.*

Es war ein König und eine Königin, die hatten einen Sohn und eine Tochter, die hatten sich herzlich lieb. Der Prinz ging oft auf die Jagd und blieb manchmal lange Zeit draußen im Wald, einmal aber kam er gar nicht wieder. Darüber weinte sich seine Schwester fast blind, endlich, wie sie's nicht länger aushalten konnte, ging sie fort in den Wald und wollte ihren Bruder suchen. Als sie nun lange Wege gegangen war, konnte sie vor Müdigkeit nicht weiter und wie sie sich umsah, da stand ein Löwe neben ihr, der that ganz freundlich und sah so gut aus. Da setzte sie sich auf seinen Rücken und der Löwe trug sie fort und streichelte sie immer mit seinem Schwanz und kühlte ihr die Backen. Als er [224] nun ein gut Stück fortgelaufen war, kamen sie vor eine Höhle, da trug sie der Löwe hinein und sie fürchtete sich nicht und wollte auch nicht herabspringen, weil der Löwe so freundlich war. Also ging's durch die Höhle, die immer dunkler war und endlich ganz stockfinster, und als das ein Weilchen gedauert hatte, kamen sie wieder an das Tagslicht in einen wunderschönen Garten. Da war alles so frisch und glänzte in der Sonne, und mittendrin stand ein prächtiger Pallast. Wie sie an's Thor kamen, hielt der Löwe und die Prinzessin stieg von seinem Rücken herunter. Da fing der Löwe an zu sprechen und sagte: »in dem schönen Haus sollst du wohnen und mir dienen, und wenn du alles erfüllst was ich fordere, so wirst du deinen Bruder wiedersehen.« Da diente die Prinzessin dem Löwen und gehorchte ihm in allen Stücken. Einmal ging sie in dem Garten spatziren, darin war es so schön und doch war sie traurig, weil sie so allein und von aller Welt verlassen war. Wie sie so auf und ab ging, ward sie einen Teich gewahr und auf der Mitte des Teichs war eine kleine Insel mit einem Zelt. Da sah sie, daß unter dem Zelt ein grasgrüner Laubfrosch saß und hatte ein Rosenblatt auf dem Kopf statt einer Haube. Der Frosch guckte sie an und sprach: »warum bist du so traurig?« »Ach,

sagte sie, warum sollte ich nicht traurig seyn?» und klagte ihm da recht ihre [225] Noth. Da sprach der Frosch ganz freundlich: »wenn du was brauchst, so komm nur zu mir, so will ich dir mit Rath und That zur Hand gehen.« »Wie soll ich dir das aber vergelten?» »Du brauchst mir nichts zu vergelten, sprach der Quackfrosch, bring mir nur alle Tage ein frisches Rosenblatt zur Haube.« Da ging nun die Prinzessin wieder zurück und war ein Bischen getröstet und so oft der Löwe etwas verlangte, lief sie zum Teich, da sprang der Frosch herüber und hinüber und hatte ihr bald herbeigeschafft, was sie brauchte. Auf eine Zeit sagte der Löwe: »heut Abend aß ich gern eine Mückenpastete, sie muß aber gut zubereitet seyn.« Da dachte die Prinzessin, wie soll ich die herbei schaffen, das ist mir ganz unmöglich, lief hinaus und klagte es ihrem Frosch. Der Frosch aber sprach: »mach dir keine Sorgen, eine Mückenpastete will ich schon herbeischaffen.« Darauf setzte er sich hin, sperrte rechts und links das Maul auf, schnappte zu und fing Mücken, so viel er brauchte. Darauf hüpfte er hin und her, trug Holzspäne zusammen und blies ein Feuer an. Wie's brannte, knetete er die Pastete und setzte sie über Kohlen, und es währte keine zwei Stunden, so war sie fertig und so gut als einer nur wünschen konnte. Da sprach er zu dem Mädchen: »die Pastete kriegst du aber nicht eher, als bis du mir versprichst, dem Löwen, sobald er eingeschlafen ist, den Kopf abzuschlagen [226] mit einem Schwert, das hinter seinem Lager verborgen ist.« »Nein, sagte sie, das thue ich nicht, der Löwe ist doch immer gut gegen mich gewesen.« Da sprach der Frosch: »wenn du das nicht thust, wirst du nimmermehr deinen Bruder wiedersehen, und dem Löwen selber thust du auch kein Leid damit an.« Da faßte sie Muth, nahm die Pastete und brachte sie dem Löwen. »Die sieht ja recht gut aus«, sagte der Löwe, schnupperte daran und fing gleich an einzubeißen, aß sie auch ganz auf. Wie er nun fertig war, fühlte er eine Müdigkeit und wollte ein wenig schlafen; also sprach er zur Prinzessin: »komm und setz dich neben mich



92.

Der Löwe und der Frosch.

und krau mir ein Bischen hinter den Ohren, bis ich eingeschlafen bin.« Da setzt sie sich neben ihn, kraut ihn mit der Linken und sucht mit der Rechten nach dem Schwert, welches hinter seinem Bette liegt. Wie er nun eingeschlafen ist, so zieht sie es hervor, drückt die Augen zu und haut mit einem Streich dem Löwen den Kopf ab. Wie sie aber wieder hinblickt, da war der Löwe verschwunden und ihr lieber Bruder stand neben ihr, der küßte sie herzlich und sprach: »du hast mich erlöst, denn ich war der Löwe und war verwünscht es so lang zu bleiben, bis eine Mädchenhand aus Liebe zu mir dem Löwen den Kopf abhauen würde.« Darauf gingen sie miteinander in den Garten und wollten dem Frosch danken, wie sie aber ankamen, sahen sie, wie er nach allen Seiten herumhüpfte [227] und kleine Späne suchte und ein Feuer anmachte. Als es nun recht hell brannte, hüpfte er selber hinein und da brennt's noch ein Bischen und dann geht das Feuer aus, und steht ein schönes Mädchen da, das war auch verwünscht worden und die Liebste des Prinzen. Da ziehen sie miteinander heim zu dem alten König und der Frau Königin und wird eine große Hochzeit gehalten und wer dabei gewesen, der ist nicht hungrig nach Haus gegangen.

JUSTINUS KERNER (Hrsg.)

*Deutscher Dichterwald.*

Tübingen 1813

[227]

*Goldener.*

Ein Kindermährchen.

Es sind wohl zweitausend Jahre, oder noch länger, da hat in einem dichten Wald ein armer Hirte gelebt, der hatte sich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit seinem Weib und seinen sechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hause war ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, so giengen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngsten der Knaben riefen die Eltern nur: *Goldener*; denn seine Haare waren wie Gold, und ob gleich der jüngste, so war er doch der stärkste von allen und der größte.

So oft die Kinder hinausgiengen, so gieng Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete sich, zuerst auf ein Abenteuer zu stoßen, gieng aber Goldener voran, so folgten sie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelste Dickicht, und wenn auch schon der Mond über dem Gebirge stund.

[228] Eines Abend ergötzten sich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte sich Goldener vor allen so sehr im Spiele ereifert, daß er so hell aussah, wie das Abendroth. »Laßt uns zurückgehn! – sprach der Aelteste – es scheint dunkel zu werden.« »Seht da, der Mond!« sprach der Zweite. Da kam es licht zwischen den dunklen Tannen hervor, und eine Frauengestalt wie der Mond setzte sich auf einen der moosigen Steine, spann mit einer krystallinen Spindel einen lichten Faden in die



Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und sang:

»Der weisse Fink', die goldne Ros',  
Die Königskron' im Meeresschooß.«

Sie hätte wohl noch weiter gesungen, da brach ihr der Faden und sie erlosch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grausen, sie sprangen mit kläglichem Geschrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felsen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Wald umher, fand auch weder einen seiner Brüder, noch die Hütte seines Vaters, noch sonst die Spur eines Menschen: denn es war der Wald gar dicht verwachsen, ein Berg über den andern gestellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herumrankten, stillten seinen Hunger und löschten seinen Durst, sonst [229] wär' er gar jämmerlich gestorben. Endlich am dritten Tage, Andere sagen gar erst am sechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus und auf eine schöne grüne Wiese.

Da war es ihm so leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derselben Wiese waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelsteller, der fieng die Vögel, die aus dem Walde flogen, und trug sie in die Stadt zu Kaufe.

»Solch ein Bursche ist mir gerade von nöthen«, dachte der Vogelsteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wiese nah an den Garnen stund und in den weiten blauen Himmel hineinsah, und sich nicht satt sehen konnte.

Der Vogelsteller wollte sich einen Spaß machen, er zog seine Garne und husch! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erstaunt, denn er wußte nicht, wie das geschehen war. »So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen, – sprach der Vogelsteller, laut lachend, – deine rothen Federn sind mir eben recht. Du bist wohl ein verschlagener

Fuchs, bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen!«

Goldener war gleich dabei, ihm dächte unter den Vögeln ein gar lustig Leben, zumal er ganz die Hoff-[230]nung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden.

»Laß erproben, was du gelernt hast«, sprach der Vogelsteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem ersten Zuge fieng er einen schneeweißen Finken.

»Packe dich mit diesem weißen Finken! schrie der Vogelsteller, – du hast es mit dem Bösen zu thun!« und so stieß er ihn gar unsanft von der Wiese, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünschungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelstellers nicht begreifen, er gieng getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich noch einmal vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht über Felsensteine und alte gefallene Baumstämme, fiel auch gar oft über die schwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tage aber wurde der Wald immer heller und heller, und da kam er endlich hinaus und in einen schönen lichten Garten, der war voll der lieblichsten Blumen, und weil Goldener so was noch nie gesehen, blieb er voll Verwunderung stehn. Der Gärtner im [231] Garten bemerkte ihn nicht so bald, denn Goldener stund unter den Sonnenblumen und seine Haare glänzten im Sonnenschein nicht anders als so eine Blume.

»Ha! – sprach der Gärtner, – solch einen Burschen hab' ich gerade von nöthen!« und schloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm dächte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte seines Vaters wiederzufinden.

»Fort in den Wald! – sprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, – hol' mir einen wilden Rosenstock, damit ich zahme Rosen darauf pflanze!« Goldener gieng und kam mit einem Stock der schönsten goldfarbenen Rosen zurück, die

waren auch nicht anders, als hätte sie der geschickteste Goldschmied für die Tafel eines Königes geschmiedet.

»Packe dich mit diesen goldenen Rosen! – schrie der Gärtner – und hast es mit dem Bösen zu thun!« und so stieß er ihn gar unsanft aus dem Garten, indem er die goldenen Rosen unter vielen Verwünschungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen, er gieng getrost wieder in den Wald zurück und nahm sich nochmals vor, die Hütte seines Vaters zu suchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald [232] hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermesslichen Weite vor ihm. Die Sonne spiegelte sich eben in der krystallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf schwammen schönsgeschmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fischerbarke stund am Ufer, in die trat Goldener und sah mit Erstaunen in die Helle hinaus.

»Ein solcher Bursch' ist uns gerade von nöthen«, sprachen die Fischer, und husch! stießen sie vom Lande. Goldener ließ es sich gefallen, denn ihm dächte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, seines Vaters Hütte wiederzufinden.

Die Fischer warfen ihre Netze aus und fiengen nichts. »Laß sehen, ob du glücklicher bist!« sprach ein alter Fischer mit silbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeschickten Händen senkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fischte eine Krone von hellem Golde.

»Triumph! – rief der alte Fischer, und fiel Goldenern zu Füßen, – ich begrüße dich als unsern König! Vor hundert Jahren versenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, sterbend seine Krone im Meer, und so lange, bis irgend einen Glücklichen das Schicksal bestimmt hätte, die Krone wieder aus der Tiefe zu ziehen, sollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.«

[233] »Heil unserem König!« riefen die Schiffer, und setzten

Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erscholl bald von Schiff zu Schiff, und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren; diese begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener stund. Er stund, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffes und sah ruhig der Sonne zu, wie sie im Meer erlosch.

Kerner.

ERNST MORITZ ARNDT

*Märchen und Jugenderinnerungen.*

Berlin 1818, <sup>2</sup>1842

[3] *Geschichte von den sieben bunten Mäusen.*

Vor langer langer Zeit wohnte in Pudmin\* ein Bauer, der hatte eine schöne und fromme Frau, die fleißig betete, und alle Sonntage und Festtage zur Kirche ging, auch den Armen, die vor ihre Thüre kamen, gern gab. Es war überhaupt eine freundliche und mitleidige Seele und im ganzen Dorfe und Kirchspiele von allen [4] Leuten geliebt. Nie hat man ein hartes Wort von ihr gehört, noch ist ein Fluch und Schwur oder andere Ungebühr je aus ihrem Munde gegangen. Diese Frau hatte sieben Kinder, lauter kleine Dirnen, von welchen die älteste zwölf und die jüngste zwei Jahr alt war: hübsche lustige Dingelchen. Diese gingen alle übereins gekleidet, mit bunten Röckchen und bunten Schürzen und rothen Mützen, Schuhe aber und Strümpfe hatten sie

\* Ein Dorf auf Rügen im Swantower Kirchspiele.

nicht an, denn das hätte zu viel gekostet, sondern gingen baarfuß. Die Mutter hielt sie nett und reinlich, wusch und kämmte sie Morgens früh und Abends spät, wann sie aufstanden und zu Bett gingen, lehrte sie lesen und singen, und erzog sie in aller Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wann sie auf dem Felde was zu thun hatte oder weit ausgehen mußte, stellte sie die älteste, welche Barbara hieß, über die andern; diese mußte auf sie sehen, ihnen was erzählen, auch wohl etwas vorlesen. Nun begab es sich einmal, daß ein hoher Festtag war – ich glaube, es war der Karfreitag – da ging die Bauerfrau mit ihrem Manne zur Kirche, und sagte den Kindern, sie sollten hübsch artig seyn, der Barbara aber und den nächst älteren gab sie ein paar Lieder auf aus dem Gesangbuche, die sie auswendig lernen sollten. So ging sie weg. Barbara und die andern Kinder waren anfangs auch recht artig, die älteren nahmen die Bücher und lasen, und die kleinsten saßen still auf dem Boden und spielten. Als sie so saßen, da erblickte das eine Kind etwas hinter dem Ofen, und rief: O seht! seht! was ist das für ein schöner und weisser Beutel! Es war aber ein Beutel mit [5] Nüssen und Aepfeln, den die Mutter des Morgens da hingehängt hatte und den sie des Nachmittags einem ihrer kleinen Paten bringen wollte. Die meisten Kinder sprangen nun alsbald auf und kuckten darnach, und auch Barbara die älteste stand auf und kuckte mit. Und die Kinder flüsterten und sprachen dies und das über den schönen Beutel und was wohl darin seyn mögte. Und es gelüstete sie so sehr, es zu wissen; und da riß eines den Beutel von dem Nagel, und Barbara öffnete die Schnur, womit er zugebunden war, und es fielen Aepfel und Nüsse heraus. Und als die Kinder die Aepfel und Nüsse auf dem Boden hinrollen sahen, vergaßen sie alles und daß es Festtag war und was die Mutter ihnen befohlen und aufgegeben hatte: sie setzten sich hin und schmausten Aepfel und knackten Nüsse und aßen alles rein auf. Als nun Vater und Mutter um den Mittag aus der Kirche zu Hause kamen, sah die Mutter die Nußschalen auf dem Boden liegen, und sie

schaute nach dem Beutel und fand ihn nicht. Da erzürnte sie sich und ward böse zum ersten Male in ihrem Leben, und schalt die Kinder sehr und rief: *Der Blitz! ich wollte, daß ihr Mausmärten\* alle zu Mäusen würdet!* Der Schwur war aber eine große Sünde, besonders weil es ein so heiliger und hoher Festtag war; sonst hätte Gott es der Bäuerin wohl vergeben, weil sie doch so fromm und gottesfürchtig war. Kaum hatte die Frau das schlimme Wort aus ihrem Munde gehen lassen, so waren [6] alle die sieben niedlichen Kinderchen weg, als hätte sie ein Wind weggeblasen, und sieben bunte Mäuse liefen in der Stube herum mit rothen Köpfchen, wie die Röcke und Mützen der Kinder gewesen waren. Und Vater und Mutter erschrakten so sehr, daß sie hätten zu Stein werden mögen. Da kam der Knecht herein und öffnete die Thüre, und die sieben bunten Mäuse liefen alle zugleich hinaus, und über die Flur auf den Hof hin; sie liefen aber sehr geschwind. Und als die Frau das sah, konnte sie sich nicht halten, denn es war ihr im Herzen, als wären die Mäuse ihre Kinder gewesen; und sie stürzte sich aus der Thüre hinaus, und mußte den Mäusen nachlaufen.

Sie sieben bunten Mäuse aber liefen den Weg entlang aus dem Dorfe heraus, immer sporenstreichs; und so liefen sie über das Pudminer Feld und das Günzer Feld und das Schoritzer Feld und durch die Krewe\*\* und die Dumsewitzer Koppel. Und die Mutter lief ihnen ausser Athem nach, und konnte weder schreien noch weinen, und wußte nicht mehr, was sie that. So liefen die Mäuse über das Dumsewitzer Feld hin, und in einen kleinen Busch hinein, wo einige hohe Eichen standen und in der Mitte ein spiegelheller Teich war. Und der Busch steht noch da mit seinen Eichen, und heißt der Mäusewinkel. Und als sie in den Busch kamen und an den Teich im Busche, da standen sie alle sieben still und kuckten sich um, und die Bauerfrau stand dicht bei ihnen. Es war aber, als wenn sie ihr Adje sagen wollten. [7] Denn

\* Mausmarten: ein kleiner Dieb, Mauser.

\*\* Ein kleiner Wald.

als sie die Frau so ein Weilchen angekuckt hatten, plump! und alle sieben sprangen zugleich ins Wasser, und schwammen nicht, sondern gingen gleich unter in der Tiefe. Es war aber der helle Mittag, als dies geschah. Und die Mutter blieb stehen, wo sie stand, und rührte keine Hand und keinen Fuß mehr, sie war auch kein Mensch mehr. Sie ward strax zu einem Stein, und der Stein liegt noch da, wo sie stand und die Mäuslein verschwinden sah; und das ist dieser große runde Stein, an welchem wir sitzen. Und nun höre mal, was nach diesem geschehen ist und noch alle Nacht geschieht. Glocke zwölft, wann alles schläft und still ist und die Geister rundwandeln, da kommen die sieben bunten Mäuse aus dem Wasser heraus, und tanzen eine ganze ausgeschlagene Stunde, bis es Eins schlägt, um den Stein herum. Und sie sagen, dann klingt der Stein, als wenn er sprechen könnte. Und das ist die einzige Zeit, wo die Kinder und die Mutter sich verstehen können und von einander wissen; die übrige Zeit sind sie wie todt. Dann singen die Mäuse einen Gesang, den ich dir sagen will, und der bedeutet ihre Veränderung, oder daß sie wieder in Menschen verwandelt werden können. Und dies ist der Gesang:\*

Herut! herut!  
Du junge Brut!  
Din Brüdegam schall kamen;  
Se hebben di  
Doch gar to früh  
Din junges Leben namen.

[8]

Sitt de recht up'n Steen,  
Watt he Flesch un Been,  
Un wi gan mit dem Kränze:  
Säven Jungesell'n  
Uns führen schäl'n  
Juchhe! to'm Hochtidsdanze.

\* Die Erzählung war im ehrlichen Plattdeutsch.

Und nun will ich dir sagen von dem Gesange, was er bedeutet. Die Mäuse tanzen nun wohl schon tausend Jahre und länger um den Stein, wann es die Mitternacht ist, und der Stein liegt eben so lange. Es geht aber die Sage, daß sie einmal wieder verwandelt werden sollen, und das kann durch Gottes Gnade nur auf folgende Weise geschehen:

Es muß eine Frau seyn gerade so alt, als die Bäuerin war, da sie aus der Kirche kam, und diese muß sieben Söhne haben grade so alt, als die sieben kleinen Mädchen waren. Sind sie eine Minute älter oder jünger, so geht es nicht mehr. Diese Frau muß an einem Karfreitage grade um die Mittagszeit, als die Frau zu Stein ward, mit ihren sieben Söhnen in den Busch kommen und sich auf den Stein setzen. Und wenn sie sich auf den Stein setzt, so wird der Stein lebendig und wird wieder in einen Menschen verwandelt, und dann steht die Bauerfrau wieder da, leibhaftig und in eben den Kleidern, die sie getragen, als sie den Mäusen nachgelaufen [9] zu diesem Mausewinkel. Und die sieben bunten Mäuse werden wieder zu sieben kleinen Mädchen in bunten Röcken und mit rothen Mützen auf dem Kopf. Und jedes kleine Mädchen geht zu dem kleinen Knaben hin, der sein Alter hat, und sie werden Braut und Bräutigam. Und wann sie groß werden, so halten sie Hochzeit an Einem Tage und tanzen ihre Kränze ab. Und es sollen die schönsten Jungfrauen werden auf der ganzen Insel, sagen die Leute, und auch die glücklichsten und reichsten, denn alle diese Güter und Höfe hier umher sollen ihnen gehören. Aber ach du lieber Gott! wann werden sie verwandelt werden?

KAROLINE STAHL

*Fabeln, Märchen und Erzählungen für Kinder.*

Nürnberg 1819, 2., verb. Aufl. 1821

[41]

*Die Müllerstöchter.*

Ein Märchen.

Ein reicher, reicher Müller hatte drei Töchter, die es sich in den Kopf setzten, vornehme Frauen zu werden. Kam ein Freier von ihrem Stande, so wiesen sie ihn höhnisch ab. Wenn aber ein blutarmer Edelmann sich meldete, so meinte der Vater, es wäre doch eine Sünde das schöne Geld seiner Töchter, einem armen Schlucker zu geben. Endlich erschien ein schöngeputzter Herr, der ein reicher Graf seyn sollte, und verlangte die älteste zur Frau. Der Müller gab ihm die Tochter und sehr vieles Geld, und beide Eheleute reiseten weit, weit fort, in das Land, wo der Graf seine Grafschaft hatte. Nach einigen Monaten kam der Schwiegersohn wieder, und klagte mit großer Betrübniß, daß seine Frau gestorben. [42] Der Vater und die Schwestern weinten mit ihm, und endlich verlangte er die mittelste zur Ehe, und bekam sie auch und wieder vieles Geld. Diesesmal blieb er ein ganzes Jahr weg, und als er wieder kam, konnte er vor Kummer und Schmerz kaum aus der Kutsche steigen, denn auch diese, seine liebe Frau, war gestorben. Man hatte lange an ihm zu trösten; doch endlich meinte er, wenn Lottchen, die jüngste, Gräfin werden wollte, wäre es gut. Der Vater war es zufrieden, aber Lottchen war ein schlaues Mädchen und sehr neugierig, und wollte gern bald wissen, wo die Grafschaft des Herrn Grafen sei, und wie es da aussähe. Sie sagte einen Tag ja, und den andern nein, und darüber ward es Winter. Einmal sagte der betrübte Wittwer, er wolle eine kleine Reise machen. Lottchen nahm einen großen Knäuel Bindfaden, befestigte das eine Ende an seinen Schlitten und

behielt den Knäuel. Dann setzte sie sich auch in einen Schlitten und fuhr immer dem Faden nach. Er führte in einen großen Wald, und immer tiefer ins Dickicht, bis zu einem kleinen Häuschen. Sie versteckte geschwind ihr Pferd und ihren Schlitten (das Fuhrwerk ihres Bräutigams fand sie leer vor der Thüre) und ging hinein. Es war Niemand darin, und sie öffnete die Thüre eines Kabinettes; aber, [43] o Himmel! was erblickte sie da? Eine Menge von Gebeinen und toden Körpern. Erschrocken wollte sie fliehen, da hörte sie Fußtritte vieler Männer nahen. Sie versteckte sich unter den Tisch und sahe den Grafen und noch viele andre Männer ein Frauenzimmer hereinschleppen, das sie tödteten, und in die Kammer dann den Leichnam warfen. Vorher wollten sie ihr einen Brillantring vom Finger ziehen, und da es nicht ging, hackten sie ihr die Hand ab, die unter den Tisch rollte. Sie hatten nicht Zeit nachzusuchen und gingen fort; Lottchen aber ging mit der Hand geschwind aus dem Häuschen, setzte sich in ihren Schlitten, fuhr nach Hause, und erzählte ihrem Vater alles. Als der Herr Graf wieder kam und sich zu Tische setzte, nahm der Müller den Deckel von der Schüssel, auf der die Hand lag. Der Räuber wollte entfliehn, aber die Wache wartete schon auf ihn und nahm ihn fest. Wie bedauerte nun der Müller seinen und seiner unglücklichen Töchter thörigten Hochmuth.

[206]

*Der undankbare Zwerg.*

Ein Märchen.

Ein paar sehr arme Leute hatten viele, viele Kinder, welche sie nur mit Mühe ernähren konnten. Einst gingen einige dieser Kinder in den Wald, um Reisig zusammen zu suchen. Eines der Mädchen, mit Namen Schneeweißchen, verlor sich zufällig von den andern und fand mit Erstaunen einen häßlichen Zwerg, der kaum [207] eine Elle lang seyn mochte, in der größten Noth. Er hatte einen Baum, welcher gefällt,



spalten wollen und auch wirklich eine tiefe Spalte hinein gehauen, in welche er einen Pflock gethan. Dieser Pflock war, ich weiß nicht wie, wieder heraus gekommen, und indem sich die Spalte schnell schloß, hatte sie ein ziemliches Stück von seinem unermesslich langen Barte erwischt, und eingeklemmt, so daß der Zwerg gefangen da stand. Er rief das Kind um Hülfe an, und Schneeweißchen war auch gleich bereit ihm zu helfen; aber sie mochte es anfangen wie sie wollte, der Bart war nicht heraus zu bringen. Da erbot sich Schneeweißchen schnell nach Hause zu laufen und ihren Vater zu rufen; das verbot ihr aber der Zwerg, und befahl ihr eine Scheere zu holen, um den Bart abzuschneiden; sie gehorchte und lief fort. Bald kam sie wieder und befreite ihn durch das Abschneiden des gefangenen Stückes vom Barte! Hierauf zog der Zwerg einen großen Sack mit Geld unter dem Baume hervor, und ob es wohl schicklich gewesen, daß er seiner Befreierin höflich gedankt und ihr von seinem vielen Gelde auch reichlich mitgetheilt hätte, so that er doch weder das eine noch das andere, sondern schlich, murrend über seinen Unfall, ohne Gruß noch Dank davon. Schneeweißchen sah ihm nach, dann hüpfte sie wieder fort. [208] Nicht lange nachher ging Schneeweißchen mit ihrer Schwester Rosenrothe an den Fluß, um zu angeln und zu krebsen. Siehe da war der Zwerg wieder, und diesesmahl hatte sich der Faden der Angelruthe in seinem Bart ganz verwickelt. Ein Fisch hatte unten angebissen und zog so mit der Angel das quäckende Zwerglein in das Wasser hinein. Die Mädchen ergriffen das Männchen, um es fest zu halten, aber es war unmöglich Schnur und Bart von einander zu wirren, und der große Fisch, viel größer als der Angler, zog immer fort. Da sprach Schneeweißchen zu ihrer Schwester, sie sollte stehen bleiben und den Zwerg fest halten, indeß wolle sie nach Hause laufen und eine Scheere holen. Wie der Blitz lief sie hin und her und zerschnitt Angelruthe, wobei aber auch ein Theil des Bartes verloren ging. Darüber murrete das Zwerglein sehr, ergriff einen Sack mit den schönsten Perlen und

machte sich, wie das erstemal, undankbar und unhöflich davon. Die Kinder aber angelten und krebseten und dachten nicht mehr an das grobe Männlein. Da geschah es abermals, daß die Kinder weggeschickt wurden, um etwas aus der Stadt zu holen. Als die Mädchen über das Feld gingen, erblickten sie einen Adler, welcher das bekannte Zwerglein anpackte und mit sich fortnehmen wollte. Die beiden, [209] Rosenrothe und Schneeweißchen, warfen den Vogel mit Steinen, und da das nichts half, faßten sie das Männchen an und zerreten sich mit dem Adler herum, und keins wollte die Beute lassen. Da schrie der böse Zwerg so jämmerlich, daß der Adler erschreckt und ihn im Stiche ließ. Diesesmahl hatte er einen Sack mit Edelsteinen bei sich, und er ging wie das erstemal davon, ohne Sang und Klang. Wiederum nach einiger Zeit fanden die beiden Kinder den Zwerg unter den Tatzen eines Bären, der im Begriff stand ihn zu kämmen. Sie schriren laut auf vor Schrecken, und der Bär stutzte und sah nach ihnen hin. Da bat das Zwerglein: »Ach lieber, gnädiger Herr Bär, friß mich nicht! Ich will dir auch meine Säcke mit Gold, Perlen und Edelsteinen geben. Sieh! die beiden Kinder da, sind jung und fett und zart, an ihnen wirst du einen bessern Bissen finden, als an mir; nimm und friß sie.« Die Mädchen waren starr vor Schrecken über den undankbaren Bösewicht, der Bär aber kehrte sich an sein Gerede nicht, sondern fraß ihn brummend mit Haut und Haar, und ging dann seiner Wege. Die Mädchen fanden nun die Säcke mit Perlen, Gold und Edelsteinen, welche sie mühsam genug, denn sie waren sehr schwer, den Eltern hinschleppten. Da waren sie nun mit einem-[210]male so reich, wie die reichsten Fürsten, und kauften sich schöne Schlösser und Landgüter, und Schneeweißchen und Rosenrothe, so wie ihre Geschwister, konnten nun recht viel lernen, und bekamen schöne Kleider und Sachen. Das garstige Zwerglein aber bedauerte Niemand, denn es hatte sein Schicksal gar zu wohl verdient.



L. Grimm del. 1819



L. Grimm del.

1819

L. Haas sculp.

JACOB UND WILHELM GRIMM

*Kinder- und Haus-Märchen.*

2., verm. und verb. Aufl. Berlin 1819

[1,1] *Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.*

Es war einmal eine Königstochter, die wußte nicht was sie anfangen sollte vor langer Weile. Da nahm sie eine goldene Kugel, mit der sie schon oft gespielt hatte und ging hinaus in den Wald. Mitten in dem Wald aber war ein reiner, kühler Brunnen, dabey setzte sie sich nieder, warf die Kugel in die Höhe, fing sie wieder und das war ihr so ein Spielwerk. Es geschah aber, als die Kugel einmal recht hoch geflogen war und die Königstochter schon den Arm in die Höhe hielt und die Fingerchen streckte, um sie zu fangen, daß sie neben vorbei auf die Erde schlug und gerade zu ins Wasser hinein rollte.

Erschrocken sah ihr die Königstochter nach; aber die Kugel fiel hinab und der Brunnen war so tief, daß kein Grund zu erkennen war. Als sie nun ganz verschwand, da fing das Mädchen gar jämmerlich an zu weinen und rief: »ach! meine goldene Kugel, hätte ich sie wieder, ich wollte alles darum hingeben: meine Kleider, meine Edelsteine, meine Perlen, ja meine goldene Krone noch dazu.« Wie es das gesagt hatte, tauchte ein Frosch mit seinem dicken Kopf aus dem Wasser heraus und sprach: »Königstoch-[2]ter, was jammerst du so erbärmlich?« »Ach, sagte sie, du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldne Kugel ist mir da in den Brunnen gefallen.« Der Frosch sprach weiter: »deine Kleider, deine Edelsteine, deine Perlen ja deine goldne Krone die mag ich nicht; aber wenn du mich willst zu deinem Freunde und Gesellen annehmen, soll ich an deinem Tischlein sitzen zu deiner rechten Seite, von deinem goldenen Tellerlein mit dir essen, aus deinem Becherlein trinken und in deinem

Bettlein schlafen, so will ich dir deine Kugel wieder herauf holen.« Die Königstochter dachte in ihrem Herzen: was der einfältige Frosch wohl schwätzt! ein Frosch ist keines Menschen Gesell und muß im Wasser bei seines Gleichen bleiben, vielleicht aber kann er mir die Kugel herauf holen; und sprach zu ihm: »ja meinethwegen, schaff mir nur erst meine goldene Kugel, es soll dir alles versprochen seyn.«

Als sie das gesagt hatte, tauchte der Frosch seinen Kopf wieder unter das Wasser, sank hinab und über ein Weilchen kam er wieder in die Höhe gerudert, hatte die Kugel im Maul und warf sie heraus ins Gras. Da freute sich das Königskind, wie es wieder sein Spielwerk in den Händen hielt. Der Frosch rief: »nun warte, Königstochter, und nimm mich mit«, aber das war in den Wind gesprochen, sie hörte nicht darauf, lief mit ihrer Goldkugel nach Haus, und dachte gar nicht wieder an den Frosch.

Am andern Tag, als sie mit dem König und allen Hofleuten an der Tafel saß und von ihrem goldenen Tellerlein aß, kam plitsch, platsch! plitsch, platsch! etwas die Marmor-Treppe her-[3]aufgekrochen und als es oben war, klopfte es an der Thür und rief: »Königstochter, jüngste, mach mir auf!« Sie lief und wollte sehen wer draußen wär, als sie aber die Thür aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thüre hastig zu und setzte sich ganz erschrocken wieder an den Tisch. Der König sah, daß ihr das Herz gewaltig klopfte und sprach: »ei, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen!« »Ach nein, sprach das Kind, es ist kein Riese sondern ein garstiger Frosch, der hat mir gestern im Wald meine goldne Kugel aus dem Wasser geholt, dafür versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden, ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte, nun ist er draußen und will zu mir herein.« Indem klopfte es zum zweitenmal und rief draußen:

»Königstochter, jüngste,  
mach mir auf!  
weißt du nicht, was gestern

du zu mir gesagt  
bei dem kühlen Brunnen-Wasser?  
Königstochter, jüngste,  
mach mir auf!»

Da sagte der König: »hast du's versprochen, mußt du's auch halten, geh und mach ihm auf.« Sie ging und öffnete die Thüre, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: »heb mich herauf zu dir!« Sie wollte nicht, bis es der König befahl. Als der Frosch nun oben auf einem Stuhl neben ihr saß, sprach er: »nun schieb dein gol-<sup>[4]</sup>denes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen. Voll Verdruß that sie auch das und der Frosch ließ sich wohl schmecken, aber ihr blieb jedes Bißlein im Hals. Dann sprach er: »nun hab ich mich satt gegessen, und bin müd, trag mich hinauf in dein Kämmerlein, und mach dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen.« Da fing die Königstochter an zu weinen gar bitterlich, und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren und der sollte nun in ihrem schönen, reinen Bettlein schlafen. Der König aber blickte sie zornig an und sprach: »was du versprochen hast, sollst du auch halten und der Frosch ist dein Geselle.« Da half nichts mehr, sie mochte wollen oder nicht, sie mußte den Frosch mitnehmen. Sie war aber in ihrem Herzen bitterböse, packte ihn mit zwei Fingern und trug ihn hinauf und als sie im Bett lag, statt ihn hinein zu heben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand: »nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!«

Was aber herunter fiel, war nicht ein todter Frosch, sondern ein lebendiger, junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun von Recht und mit ihres Vaters Wille ihr lieber Geselle und Gemahl. Da schiefen sie nun vergnügt zusammen ein und am andern Morgen, als die Sonne sie aufweckte, kam ein Wagen herangefahren mit acht weißen Pferden bespannt, die waren mit Federn geschmückt und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener

des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte müß[5]sen um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen sollte den jungen König in sein Reich abholen, der treue Heinrich hob beide hinein und stellte sich wieder hinten auf, voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Wegs gefahren waren, hörte der Königssohn hinter sich, daß es krachte, als wär etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief:

»Heinrich, der Wagen bricht!« -

»Nein, Herr, der Wagen nicht,  
es ist ein Band von meinem Herzen,  
das da lag in großen Schmerzen,  
als ihr in dem Brunnen saßt,  
als ihr eine Fretsche (Frosch) was't (wart).«

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war.

[133]

### Die sieben Raben.

Ein Mann hatte sieben Söhne und immer noch kein Töchterchen, so sehr ers auch wünschte, endlich gab ihm seine Frau wieder gute Hoffnung zu einem Kinde und wie's zur Welt kam, wars ein Mädchen. Ob es gleich gar schön war, so wars doch auch schwächling und klein und sollte wegen seiner Schwachheit die Nothtaufe haben. Da schickte der Vater einen der Knaben eilends zur Quelle, Taufwasser zu holen, aber die andern sechs liefen mit. Jeder wollte aber der erste beim Schöpfen seyn und darüber fiel ihnen der Krug in den Brunnen; da standen sie verlegen und wußten nicht, was sie thun sollten und keiner getraute sich heim. Dem Vater ward





Menschenfleisch!« Da machte es sich geschwind fort und kam zu den Sternen, die waren ihm freundlich und gut und jeder saß auf seinem besondern Stühlchen. Der Morgenstern aber stand auf, gab ihm ein Hinkelbeinchen und sprach: »wenn du das Beinchen nicht hast, [135] kannst du nicht den Glasberg aufschließen und in dem Glasberg da sind deine Brüder.«

Das Mädchen nahm das Beinchen, wickelte es wohl in ein Tüchlein und ging wieder fort, so lange bis es an den Glasberg kam, dessen Thor verschlossen war. Nun wollte es das Beinchen holen, aber wie es das Tüchelchen aufmachte, so war es leer und es hatte das Geschenk der guten Sterne verloren. Was sollte es nun anfangen, seine Brüder wollte es erretten und hatte keinen Schlüssel zum Glasberg? das gute Schwesterchen nahm ein Messer, schnitt sich sein kleines Fingerchen ab, steckte es in das Thor und schloß glücklich auf. Als es hinein getreten war, kam ihm ein Zwerglein entgegen und sprach: »mein Kind, was suchst du?« »Ich suche meine Brüder die sieben Raben«, antwortete es. Der Zwerg sprach: »die Herrn Raben sind nicht zu Haus, aber willst du hier so lang warten, bis sie kommen, so tritt ein.« Darauf brachte das Zwerglein die Speise der Raben getragen auf sieben Tellerchen und in sieben Becherchen, und von jedem Tellerchen aß das Schwesterchen ein Bröckchen und aus jedem Becherchen trank es ein Schlückchen; in das letzte Becherchen aber ließ es das Ringlein fallen, das es mitgenommen.

Auf einmal hörte es in der Luft ein Geschwirr und ein Geweh, da sprach das Zwerglein: »jetzt kommen die Herren Raben heim geflogen!« Da kamen sie, wollten essen und trinken und suchten ihre Tellerchen und Becherchen, da sprach einer nach dem andern: »wer hat von meinem Tellerchen gegessen? wer hat aus meinem Becherchen getrunken? Das ist eines Men-[136]schen Mund gewesen!« Und wie der siebente auf den Grund kam, fiel ihm das Ringlein entgegen, da sah er ihn an und erkannte, daß er von Vater und Mutter

war und sprach: »Gott geb, unser Schwesterlein wär da, so wären wir erlöst!« Wie das das Mädchen hörte, das hinter der Thüre stand und lauschte, so trat es hervor und da bekamen alle die Raben ihre menschliche Gestalt wieder. Und sie herzten und küßten einander und zogen fröhlich heim.

[II,152]

*Das eigensinnige Kind.*

Es war einmal ein Kind eigensinnig und that nicht, was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden und kein Arzt konnte ihm helfen und in kurzem lag es auf dem Todtenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt war und Erde über es hingedeckt, so kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht, es kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehn und mit der Ruthe aufs Aermchen schlagen und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein und hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

[253]

*Das Lämmchen und Fischchen.*

Es war einmal ein Brüderchen und Schwesterchen, die hatten sich herzlich lieb, ihre rechte Mutter war aber todt und sie hatten eine Stiefmutter, die war ihnen nicht gut, und that ihnen heimlich alles Leid an. Es trug sich zu, daß die zwei mit an-[254]dern Kindern auf einer Wiese vor dem Haus spielten, und an der Wiese war ein Teich, der ging bis an die eine Seite vom Haus. Die Kinder liefen da herum, kriegten sich und spielten Abzählens:

»Enecke, Benecke, lat mie liewen,  
will die ock min Vügelken giewen.

Vügelken sall mie Strau söken,  
 Strau will ick den Köseken giewen,  
 Köseken sall mie Melk giewen,  
 Melk will ick den Bäcker giewen,  
 Bäcker sall mie 'n Kocken backen,  
 Kocken will ick den Kätken giewen,  
 Kätken sall mie Múse fangen,  
 Múse will ick in 'n Rauck hangen  
 un will se anschnien.«

Dabei standen sie in einem Kreis und auf welchen nun das Wort »anschnien« fiel, der mußte fortlaufen, und die andern liefen ihm nach und fingen ihn. Wie sie so fröhlich dahinsprangen, sah's die Stiefmutter vom Fenster mit an und ärgerte sich. Weil sie aber Hexenkünste verstand, so verwünschte sie beide, das Brüderchen in einen Fisch und das Schwesterchen in ein Lamm. Da schwamm das Fischchen im Teich hin und her und war traurig und das Lämmchen ging auf der Wiese hin und her und war traurig und fraß nicht und rührte kein Hälmmchen an. So ging eine lange Zeit hin, da kamen fremde Gäste auf das Schloß. Die falsche Stiefmutter dachte, jetzt ist die Gelegenheit gut, rief den Koch und sprach zu ihm: »geh und hol das Lamm von der Wiese und [255] schlachts, wir haben sonst nichts für die Gäste.« Da ging der Koch hin und holte das Lämmchen und führte es in die Küche, band ihm die Füßchen, das litt es alles geduldig. Wie er nun sein Messer herausgezogen hatte und auf der Schwelle wetzte, um es abzustecken, sah es, wie ein Fischlein in dem Wasser vor dem Gossenstein hin- und herschwamm und zu ihm hinaufblickte. Das war aber das Brüderchen, denn als das Fischchen gesehen hatte, wie der Koch das Lämmchen fortführte, war es mitgeschwommen im Teich bis zum Haus. Da rief das Lämmchen hinab:

»Ach Brüderchen im tiefen See!  
 wie thut mir doch mein Herz so weh!  
 der Koch der wetzt das Messer,  
 will mir mein Herz durchstechen!«

Das Fischchen antwortete:

»Ach Schwesterchen in der Höh,  
 wie thut mir doch mein Herz so weh  
 in dieser tiefen See!«

Wie der Koch hörte, daß das Lämmchen sprechen konnte und so traurige Worte zu dem Fischchen hinabrief, erschrak er und dachte, es müßte kein natürliches Lämmchen seyn, sondern von der bösen Frau im Haus verwünscht. Da sprach er: »sey ruhig, ich will dich nicht schlachten«, nahm ein anderes Thier und bereitete das für die Gäste und brachte das Lämmchen zu einer guten Bäuerin, der erzählte er alles, was er gesehen und gehört hatte. Die Bäuerin war aber gerade die Amme von dem Schwesterchen gewesen, vermuthete gleich, wer's seyn würde, und ging [256] mit ihm zu einer weisen Frau. Da sprach die weise Frau einen Segen über das Lämmchen und Fischchen, wovon sie ihre menschliche Gestalt wieder bekamen und darnach führte sie sie beide in einen großen Wald in ein klein Häuschen, wo sie zufrieden und glücklich lebten.

CHRISTOPH ERNST FREIHERR VON HOUWALD

*Buch für Kinder gebildeter Stände.*

Leipzig 1819-1824

*Die Brand-Hexe.*

Ein Märchen. [Gekürzt]

[73] »Liebe alte Mutter, weint nur nicht mehr, ich kann Euch ja nichts weiter geben, als mein Butterbrodt und dieses Töpfchen voll Erdbeeren!« – sagte der kleine Ernst; aber die Alte wollte nicht aufhören zu heulen, und zeigte zitternd auf

ihre halb nackten knöchernen Schultern, die kaum von Lumpen bedeckt waren, bis der arme Junge, in der Angst seines Herzens, denn er konnte Niemanden weinen sehen, endlich sich sein Halstuch abband, und es ihr, selbst weinend, um die Schultern hing. – Da wurde sie denn wieder beruhigt, reichte ihm die langfingrichte dürre Hand, verzog ihr Gesicht zum Grinsen, und sagte mit einer heisern Stimme: »Ich danke dir, mein Kleiner, und werde dir's gedenken! Dein Tüchelchen ist in guten Händen; ich werde mich auch abfinden zu seiner Zeit!« und damit hinkte sie, auf ihre Krücke gestützt, waldeinwärts und verschwand im Gebüsch. – Ernst sah ihr lange nach; [74] aber in die Freude, das alte Weib beruhigt zu haben, mischte sich bald ein Gefühl von Furcht vor dem Empfange der Tante, bei seiner Rückkehr. Denn das Töpfchen voll Erdbeeren, welches er ihr nach Hause bringen sollte, hatte nun das alte Weib mitgenommen, und auch sein Halstuch, das ihm seine liebe seelige Mutter noch auf ihrem Sterbebette geschenkt, und worein sie ihm, zum Andenken an sie, ein Vergißmeinnicht gestickt hatte, weshalb es ihm über alles lieb und theuer war, hatte er nun der alten Bettlerin gegeben. – Er ahnete wohl, daß es einen harten Stand zu Hause setzen würde.

Ernsts Mutter war unlängst gestorben, und der Vater hatte nach dem Tode derselben mit seinen Kindern dieses Landguth bezogen, welches bisher fast unbesucht von ihm geblieben war, wo er aber jetzt seinem Schmerz in ländlicher Stille ruhiger nachzuhängen gedachte. Er besaß zwar nur diesen einzigen Sohn, hatte aber noch ein armes Mädchen, mit Nahmen Florentine, an Kindesstatt angenommen, und erzog die beiden Kinder wie Geschwister. Jetzt war die Schwester seiner Frau, die Tante Eva, zu ihm gezogen, um ihm seine [75] Wirthschaft zu führen. Sie war auch Wittwe und hatte auch einen Sohn, mit Nahmen Fritz, der zwar in Ernsts Alter, aber sonst gerade das Gegentheil von diesem war. Ernst, ein froher munterer Knabe, oft sehr wild und kühn, aber niemahls frech und boshaft, kannte keine Lüge,

umfaßte alle Menschen mit unendlicher Liebe, und war fleißig und gehorsam. Fritz hingegen schien zwar viel sanfter und wohlgezogener, allein er war es nur vor den Augen der Menschen; versteckt und lügenhaft suchte er seine Streiche immer zu verbergen, oder auf andere zu schieben, war neidisch und verleumdete wo er konnte. Die Affenliebe seiner Mutter, die selbst eine böse Frau war, hatte ihn verzogen, und manche Anlage zum Guten in ihm unterdrückt. Da sie jetzt nun ganz das Regiment im Hause führte, und der betrübte Vater sich wenig um das Hauswesen bekümmerte, sondern nur seinem Kummer still nachhing, so waren Ernst und Florentinchen ganz der Tante Eva überlassen, und mußten viel von ihr und ihrem lieben Fritz leiden, indem alle dummen Streiche, die dieser beging, mit der Strafe dafür auf sie geschoben wurden. Weil nun Fritz viel zu bequem [76] war, um mit Ernst in den Wald nach Erdbeeren zu gehen, welche der Vater und vorzüglich die Tante sehr gern genossen, so mußte letzterer, auf geheimen Befehl der Tante Eva, den Weg allein machen, um für die ganze Familie die Erdbeeren zur Abendmahlzeit zu holen; und da hatte er denn, als sein Töpfchen schon voll gewesen war, und er nach Hause gehen wollte, die alte weinende Frau im Walde gefunden, der er aus herzlichem Mitleid alles gegeben hatte, was wir bereits gehört haben.

Tante Eva war außer sich, als sie den Knaben so leer zurückkommen sah. Keine Bitte, keine Vorstellung galt, er mußte auf einer scharfen steinernen Thürschwelle zur Strafe niederknien. Das an eine Bettlerin so muthwillig verschleuderte Halstuch diente freilich dieser Strafe zum Vorwand, allein die Tante würde es keinesweges vermißt haben, wenn nur die Erdbeeren dagewesen wären. Daß aber ihr und ihres Fritzchens Appetit für heute Abend ungestillt bleiben sollte, das verdiente schreckliche Strafe, und deshalb war eigentlich das Knien auf der Schwelle zuerkannt worden. [. . .]

[79] Unter dem Volke gieng aber von jeher die Sage, daß in der Haide, worin die schönen Erdbeeren wuchsen, sich oft

ein altes zerlumptes Weib in mancherlei Beschäftigungen sehen lasse. Bald flicke sie ihre Kleider aus, bald sammle sie Kräuter [80] oder Erdbeeren, bald sitze sie weinend als Bettlerin am Wege. Man trug sich mit vielen Geschichten von ihr, erzählte manchen Spuck, den sie veranlaßt habe, und nannte sie, weil die Haide, in der sie sich sehen ließ, der Brand geheißener war, nur immer die Brandhexe. Niemand durfte jedoch diesen Nahmen dort aussprechen, ohne nicht ihren ganzen Zorn zu reitzen. Vor alter Zeit, erzählte man, sei sie nicht in dieser ekelhaften Gestalt, sondern als eine schöne Jungfrau, zur Erdbeerzeit in diesem Walde umgegangen; sie habe sich aber, seit Ernsts Urgroßvater, der ein sehr wilder Jäger gewesen war, und sie einmahl, da sie ihm auf der Jagd erschienen, Brandhexe geschimpft hatte, nicht mehr in dieser freundlichen, sondern in der wahren Hexengestalt gezeigt. Ja sie solle damahls sogar in ihrem Zorn den Schwur gethan haben, so lange in dieser Verwandlung zur Erdbeerzeit im Brande zu spucken, und hier alle Nachkommen des Urgroßvaters zu beunruhigen, bis einer von ihnen freiwillig und aus eignem Herzenstriebe, ihr sein liebstes Kleinod schenken würde.

Ernsts Vater hatte deshalb dies Guth nicht [81] bewohnt; denn wenn er zufällig einmahl zur Erdbeerzeit den Wald betreten hatte, so war allemahl die gräßliche Brandhexe sogleich bei der Hand gewesen, hatte sein Pferd scheu gemacht, oder war mit offenen Armen auf ihn zugeeilt, um ihn zu küssen. Nur jetzt war er zu seiner Erhohlung, und weil er die Einsamkeit suchte, hierher gezogen, weshalb denn auch die Geschichte von der Brandhexe Ernsten bis jetzt noch ein Geheimniß geblieben war. – Tante Eva wußte aber genug davon, und sendete eben deshalb den armen Jungen allein in den Brand, weil sie die geheime Hoffnung darauf gründete, die Brandhexe werde, ihrem Schwure getreu, den Knaben jedenfalls verfolgen und ihn durch Schreck vielleicht tödten. Sie hatte nehmlich die sichere Ueberzeugung gefaßt, daß Ernstens Vater sie nun zur zwei-

ten Frau wählen würde, und da sie dessen ganzes schönes Vermögen sich und ihrem Fritz zugedacht hatte, so mußte denn jede mögliche Gelegenheit benutzt werden, die beiden verhaßten Stiefkinder, Ernst und Florentinchen, aus dem Wege zu räumen. Sie war daher sehr aufgebracht, daß die erste Erscheinung der Brandhexe nicht schrecklicher auf den Knaben gewirkt hatte.

[82] Der Vater also schüttelte den Kopf bei Ernstens Erzählung, weil er wohl ahndete, wen sein Sohn im Walde beschenkt habe, und ging schweigend auf sein Zimmer. [...]

[83] Des andern Tages verreiste der Vater auf mehrere Wochen. Er hielt vorher noch mit der Tante eine lange geheime Unterredung, und untersagte ihr ernstlich, den Knaben allein in den Brand nach Erdbeeren zu schicken. Kaum aber war er mit Anbruch des Tages abgefahren, als Tante Eva auch schon vor Ernstens Bette stand, ihn mit harten Worten aufstehen hieß, und ihm befahl: sofort in den Brand zu gehen, und, indem sie ihm einen weit größern Topf als den gestrigen mit gab, nicht eher wieder zu kommen, als bis er diesen Topf ganz voll gelesen und so die gestern verschenkten Erdbeeren ersetzt haben würde; alsdann solle er auch erst das Frühstück bekommen! – Ernst ging traurig fort, und setzte sich, als er in dem Brande ankam, an einen schattigen Ort und weinte bitterlich, denn ihn hungerte sehr; der Topf, den er voll lesen sollte, war so groß, und sein schöner gestern verbrannter Nußknacker stand ihm auch vor den Augen. Plötzlich hörte er ein dichten Gebüsch rauschen, und als er aufblickte, sah er ein schönes freundliches Mädchen vor sich stehen, die ein Sträuschen Erdbeeren in der Hand hielt, und ihn mit sanfter Stimme [84] fragte: warum er denn weine? Ernst gewann Vertrauen zu den großen blauen Augen, mit denen sie ihn so treuherzig anblickte, und klagte ihr offen seinen Kummer! – »Warte nur, ich will dir Frühstück holen, du armer Knabe!« sagte das Mädchen, ging ins Gebüsch, und kam bald mit

einer goldnen Schaaale voll Milch, und einem aus zarten Baumzweigen geflochtenen Teller voll Erdbeeren und Mandeln zurück, und bot sie ihm liebevoll an. Ernst ließ sich nicht nöthigen, sondern langte zu; das Mädchen eilte indeß mit seinem großen Topfe in den Wald, und brachte ihm denselben, als er sich gesättigt hatte, voll Erdbeeren zurück; dann hieß sie ihn ruhig nach Hause gehen, ehe die Hitze drückend würde, und schenkte ihm, um ihn völlig zu beruhigen, und, wie sie sagte, zum Andenken an sie, einen neuen sehr schönen Nußknacker, der ganz die Gestalt des verlohrnen hatte. Als sie nun von dem erstaunten Knaben freundlich Abschied nehmend sich wandte, und in den Schatten des Waldes sich verlor, und er ihr dankbar nachblickte; so glaubte er zu bemerken, daß sie das weiße Tüchelchen umgeschlagen habe, welches er gestern der Bettlerin [85] geschenkt, und worin seine liebe seelige Mutter das Vergißmeinnichtchen gesteckt hatte. Eine stille Thräne trat ihm ins Auge, er wußte das Ganze nicht zusammen zu reimen, da ihn aber ein leiser Schauer überlief, so machte er sich auf und eilte froh nach Hause, lieferte zum Erstaunen der Tante seine Erdbeeren richtig ab und stellte seinen neuen Nußknacker in seiner Stube unter dem Spiegel auf. Dann suchte er Florentinchen und seinen Vertrauten, den alten Bedienten seines Vaters, Christophel, auf, und erzählte ihnen sein Abenteuer. – Florentinchen hörte ihm mit offenem Munde zu, und konnte nicht genug erfragen; der alte Christophel aber schüttelte bedenklich den Kopf, und versicherte endlich, daß dies jedenfalls die Brandhexe gewesen sei, vor der er sich in Acht nehmen solle, und als Ernst, der diesen Nahmen zum erstenmale hörte, neugierig in ihn drang, ihm mehr davon zu erzählen, entdeckte er den Kindern endlich die ganze Geschichte, die wir schon kennen, führte mehrere schaudervolle Beispiele an, wo sie die Leute, die ihren Nahmen genannt hätten, mit Ruthen aus dem Walde gepeitscht und sie zerkratzt habe, verboth ihnen aber, ja Nie-[86]manden etwas davon zu sagen, weil die ganze Sache

ein Geheimniß für die Kinder hätte bleiben sollen. Ernstens Herz war voll heimer Furcht und Wonne. Er wußte nun, er hatte die Brandhexe gesehen, und dieses allgemein gefürchtete Gespenst war seine Freundin. Er hoffte, die Tante würde ihn des andern Morgens auch wieder nach Erdbeeren schicken, und die Stunden des Tages wollten ihm nicht schnell genug entfliehen. – Auch hatten die Erdbeeren, soviel er deren heut immer mitgebracht hatte, wirklich kaum für Fritzens Appetit hingereicht, und Tante Eva wollte doch auch ihre Erdbeerkaltschaale essen. Deshalb gab sie Ernst nicht allein für den andern Morgen den gewünschten Auftrag, sondern befahl auch Florentinchen mit zu gehen, und noch einen zweiten Topf voll Erdbeeren einzulesen! – Wer war froher als die beiden Kinder! – sie drückten sich geheimnißvoll die Hände, und eilten am Abend froh in ihre Schlafkammern, um mit dem Tage wieder zu erwachen. [...]

[87] Der Morgen graute kaum, da pochte Ernst schon an Florentinchen's Kämmerchen, und als ihm diese leicht wie ein Reh entgegen sprang, so gieng es mit flüchtigen Schritten dem Brande zu. Florentinchen faßte schüchtern Ernstens Hand, als sie in die Schatten des Waldes traten, er aber redete ihr Muth ein, ob ihm gleich das [88] Herz selbst klopfte, und beide Kinder sahen sich mit spähenden Blicken nach der Erdbeerjungfrau um. – »Wenn sie nur heute zu Hause seyn wird?« sagte Florchen. – »Ich denke wohl, entgegnete Ernst, sie wird wohl glauben, daß wir kommen!« – und in diesem Augenblicke schritt auch die schöne Jungfrau ihnen auf dem einsamen Rasenwege freundlich entgegen. Sie trug heut ein hellgrünes blätterartiges Kleid, einen Kranz von blühenden Erdbeeren in den Haaren, und um ihre Brust das feine weiße Tüchelchen mit dem Vergißmeinnichtchen zierlich geschlagen. – Die Kinder stutzten erst; da sie aber so hold lächelnd und ihnen mit unnennbarer Anmuth die schönen Hände entgegen reichte, so liefen sie mit offenen Armen auf sie zu, und ließen sich willig von ihr zu einer alten Eiche



hinführen, unter deren Schatten die goldne Schaal mit Milch, und die grünen Fruchtteller schon bereit standen. – »Seht ihr wohl, meine lieben Kinder, daß ich euch erwartet habe, und bin ich nicht besser, als die Tante?« – mit diesen Worten setzte sie sich mit den Kindern auf das Moos nieder, und hieß sie sich satt essen. – [89] Ernst schaute sie bewundernd an; als er aber das Tüchelchen mit dem Verißmeinnicht erblickte, gingen ihm vor unaussprechlicher Sehnsucht nach der lieben seeligen Mutter die Augen über. Die Jungfrau aber lächelte ihm sanft zu, und streichelte ihm die Wangen, bis er endlich mit kindlicher Unbefangenheit zu ihr sagte: »Du bist so wundergut und schön, ist es denn wahr, was mir der alte Christophel gesagt hat, daß du die Brandhexe bist?« – Da wurde die Jungfrau furchtbar ernst, sah den erschrocknen Knaben mit funkensprühenden Blicken an, und sagte gebietherisch: »Unbesonnenes Kind, was sprichst du für einen abscheulichen Namen aus; wage nicht mehr mich also zu nennen, wenn dir meine Gunst werth ist!« – als aber hierauf die Kinder erschrocken zu weinen anfangen, fuhr sie milder fort: »Ich weiß es wohl, ihr habt keine Schuld daran; drum will ich euch sagen, wie ich heiße und wer ich bin. Mein Name ist *Fragaria*,\* und der Zauberinnen Größte, die uralte und dennoch immer jugendlich schöne Rutan ist meine [90] Mutter. Wenn ihr größer und klüger seyn werdet, und eure Herzen rein erhalten habt, wird sie auch euch die Wunderzeichen in ihrem Zauberbuche erklären, und ihre Nähe werdet ihr überall leicht erkennen, wann ihr dann ihren Namen rückwärts zu lesen versteht. Die vielen Kinder, die sie hat, sendet sie sorgsam aus, um in ihrem großen Reiche zu wirken und zu schaffen. Mir hat sie die Sorge für die zarten Erdbeerpflanzen in diesem Walde anvertraut. Meine Reisegefährtin ist die Nachtigall, ich komme mit ihr und wecke meine Kinder, die im Moose schlummern, und pflege sie, wenn sie blühen und Früchte tragen, und heiße sie

\* *Fragaria* heißt nach Linné eine Erdbeerstaude.

wieder schlafen gehen, wenn die Früchte gepflückt sind, und eile dann zu andern Geschäften im großen Reiche meiner Mutter. Wie ihr mich jetzt seht, so ist meine wahre Gestalt, und die Menschen nannten mich sonst immer die gute Erdbeer-Elfe. Dein Urgroßvater aber, dem ich einstmahls auf der Jagd allhier begegnete, und zur Erquickung ein Bündchen frischer Erdbeeren both, schimpfte mich zuerst mit jenem abscheulichen Namen, weil ich ihm ein armes Rehchen verjagt haben [91] sollte, das er zu tödten gedachte. Und da seine wilden Jagdgesellen diesen Namen jubelnd wiederholten, so schwur ich im Zorn: von Stund an jeden hart zu züchtigen, der diesen Namen hier aussprechen würde, und alle Nachkommen deines wilden Vorfahren in einer ekelhaften Gestalt hier so lange zu beunruhigen, bis mir einer von ihnen, trotz meiner Verwandlung, freiwillig sein liebstes Kleinod schenken würde! – und hierauf verwandelte ich mich auf der Stelle in jenes alte ekelhafte Bettelweib, und jagte deinen Urgroßvater und seine erschrocknen Jagdgefährten mit meiner Krücke zum Walde hinaus! – Du aber, mein süßer Knabe, hast mich wieder versöhnt! du hast mir, ohne mich und meinen Schwur zu kennen, aus Mitleid in jener scheußlichen Verwandlung das Liebste was du hattest, das Tuch von deiner herrlichen Mutter geschenkt. Ich werde es dir zum Andenken tragen, bis ich es, in der glücklichsten Stunde deines Lebens, mit einem kostbaren Geschenk einst dir wiedergeben kann, und werde von nun an allen guten Menschen, wie sonst, wieder in dieser meiner wahren Gestalt erscheinen! –«

[92] Die Kinder waren zutraulich geworden und fragten die gute Elfe noch um vieles, die auch liebevoll auf alles Antwort gab, und den Kindern immer neue süße Früchte vorsetzte, bis Ernst endlich daran dachte, daß es Zeit sei, nach Hause zurückzukehren, und daß sie noch keine Erdbeeren eingesammelt hätten. – *Fragaria* lächelte, als die beiden Kinder erschrocken aufsprangen und nach ihren Töpfen griffen, denn diese standen längst mit den schönsten Erdbee-

ren gefüllt. Freundlich hieß sie die erfreuten Kinder nun nach Hause gehen, und gab ihnen die goldne Schaaale zum Geschenke mit. —

Aber Tante Eva machte garstige Augen, als sie die kostbare Schaaale erblickte, und ihr die Kinder offenherzig erzählten, wer sie ihnen geschenkt hatte. — »Wartet nur, dachte sie, wenn das so ist, dann sollt ihr mir nicht mehr in die Erdbeeren gehen!« — Sie beredete sich hierauf mit ihrem Fritz, und als der andere Morgen anbrach, so mußte Ernst und Florentinchen zu Hause bleiben, und Fritzen traurig nachsehen, der voll gieriger Erwartung dem Brande zueilte. — — Aber es dauerte keine Stunde, so hörte man ihn [93] schon von weitem mit Geheul und Geschrei zurückkommen. — Ernst lief ihm besorgt entgegen, und erschreck, wie er Fritzens Gesicht von Angst und Entsetzen entstellte sah. Da sich aber beide Knaben auf einem Brückchen begegneten, welches über einen tiefen Bach führte, und Fritz seine Wuth doch gern an jemand auslassen wollte, so stieß er den armen Ernst, als dieser ihn mitleidig fragte, was ihm denn wiederfahren wäre? — in den Bach hinab, eilte nach Hause und erzählte heulend seiner erschrocknen Mutter: wie er in den Brand gekommen sei, und, weil er keine schöne Jungfrau gesehen, die Brandhexe laut bei ihrem Nahmen geruft habe, worauf denn plötzlich ein altes abscheuliches Weib, wie eine Katze, auf ihn zugesprungen wäre, und ihn mit einer Krücke jämmerlich zum Walde hinaus geprügelt hätte.

Die Mutter schlug die Hände jammernd über dem Kopf zusammen, und als eben auch Ernst mit tiefenden Kleidern ins Zimmer trat, der sich allein mühsam aus dem Wasser wieder heraus geholfen hatte, so fuhr sie wüthend auf diesen los, und schrie: »In welchem Loche hast denn du wieder gesteckt?« — ergriff ihre Elle und schlug, ohne [94] den armen Jungen anzuhören, unbarmherzig auf ihn los, weil sie ihn eigentlich für die Ursache von Fritzens Unfall hielt; und als Florentinchen und der alte Christophel bei dem Lärmen

herbeeilten, und Einhalt thun wollten, so bekam erstere auch ihre Tracht Schläge mit der Elle, und letzterer wurde mit einer Ohrfeige zur Thür hinaus verwiesen, beide Kinder aber, nachdem sie viel Schläge bekommen hatten, auf ihre Stuben verbannt.

Ernst war außer sich! — die schändliche Behandlung der Tante hatte ihn fast zur Wuth gebracht, und weil er sehr erhitzt gewesen war, als ihn Fritz ins Wasser gestoßen hatte, so zitterte er gewaltig am ganzen Körper. Verzweiflungsvoll riß er die nassen Kleider vom Leibe, und warf sich erschöpft ins Bette, wo ihn ein ungeheurer Fieberfrost überfiel. — Die Tante fragte nicht nach ihm, und schickte ihm das Essen auf die Stube. Als aber der alte Christophel ihr am andern Tage meldete, daß Ernst bewußtlos daliege, und in der Fieberhitze bisweilen schrecklich irre rede; so wurde ihr doch, des Vaters wegen, angst; sie besuchte den Knaben selbst, und fand ihn freilich sehr krank. [ . . ]

[97] Mittlerweile war der Bothe, welcher die Trauernachricht bringen sollte, bei Ernstens Vater angekommen. Der arme Mann warf sich erschrocken zu Pferde, und da er eine starke Tagereise zu machen hatte, so suchte er alle näheren Wege zu gewinnen. Deshalb wählte er auch diesmal den Weg durch den Brand, der viel näher nach dem Schlosse führte, ob er ihn gleich sonst gern vermied. Aber das Pferd schnaufte, als er dem Walde näher kam, und wollte nicht hinein, doch gab er ihm die Sporn und sprengte vorwärts. Als er nun aber zu der Stelle kam, wo ihm die Brandhexe immer erschienen war, wollte das Thier nicht weiter, und [98] bäumte sich gewaltig, da er es antrieb, und würde sich gewiß mit ihm überschlagen haben, wenn nicht in dem Augenblicke die schöne Erdbeer-Elfe ihm aus dem Gebüsch zu Hülfe gesprungen wäre, und das Pferd beim Zügel nieder gezogen hätte, worauf es wie ein Lamm stehen blieb. Sie grüßte ihn dann gar freundlich, reichte ihm ein Büschelchen schöner Erdbeeren, und sagte: »bringe sie deinem kranken Sohne, er wird genesen!« — Mit diesem Trost im Herzen

jagte der Vater weiter, und sprengte so eben in den Hof, als Fritz mit blutendem Finger seine Mutter aufsuchte. Die Tante aber war dem Vater angstvoll entgegengelauften, um ihm, mit verstellter Theilnahme, die sichere Nachricht von Ernstens so eben erfolgtem Ableben zu hinterbringen; allein der Vater eilte schweigend an ihr vorbei, und auf das Krankenzimmer, und als er bekümmert an Ernsts Bette trat, so schlug dieser die klaren Augen wieder auf, und streckte dem Vater freundlich die Arme entgegen, und als ihm dieser die Erdbeeren reichte, rief er erfreut aus: »Ach! die sendet mir *Fragaria*, die werden mich wieder gesund machen!« – Kaum hatte er auch [99] die schönen Früchte mit großem Appetit genossen, so gieng, zum Leidwesen der Tante, die Genesung mit raschen Schritten vorwärts, und noch heute konnte er das Bette wieder verlassen.

So bald sich der alte Christophel mit seinem Herrn allein sah, erzählte er ihm alles was vorgefallen war, und vorzüglich gar vieles von der Bosheit der Tante Eva. Der Vater konnte dies kaum glauben [...]. [102] Er verhörte seinen treuen Christophel noch einmahl, und ließ dann der Tante höflichst durch ihn sagen: sie möchte die Güte haben, sich morgen mit dem frühesten nebst ihrem Sohne aus seinem Schlosse zu entfernen! – Wer war froher als Ernst und Florentinchen! – Die Tante saß auch schon mit ihrem lieben Fritzchen vor Anbruch des Tages im Wagen, und eilte ohne von jemand Abschied zu nehmen, beschämt von dannen; sie hatte sichs jedoch nicht versagen können, die goldne Schaale, welche *Fragaria* den Kindern geschenkt, mitzunehmen und hielt sie wohl eingewickelt auf dem Schooße. Als aber ihr Weg sie durch den Brand führte, so kniff sie in schrecklicher Furcht die Augen fest zu, indeß Fritz sich auf den Boden des Wagens legte; weil aber nichts vorfiel und [103] der Fuhrmann endlich meldete, man habe das Ende des Waldes erreicht, so blickten beide scheu, jedoch froh wieder auf. – In diesem Augenblick aber trat die schöne Erdbeer-Elfe an den Wagen, und reichte ihnen lächelnd ein Büschel-

chen Erdbeeren hinein. Mutter und Sohn bedankten sich freundlichst, fuhren weiter, und bekamen bald großen Appetit auf die schönen Früchte; sie hatten aber kaum hineingebissen, als sie statt der Erdbeeren den ganzen Mund voll stinkender Mistkäfer hatten, die sie gar nicht wieder los werden konnten, und statt der goldnen Schaale eine ungeheure Kröte der Tante auf dem Schooße saß, und gelassen zum Wagen hinaus hüpfte. –

So war nun zwar die böse Tante aus dem Hause, und hinter ihr der Friede wieder eingezogen; zwar hatte Ernst dem Vater von der Erdbeer-Elfe und ihrer Wiederversöhnung viel Erfreuliches erzählt; allein dem Vater war es doch unheimlich hier zu Muthe, und er befahl auch aufzupacken, und reiste mit den beiden Kindern wieder nach der Stadt zurück. Ernst sah seine Freundin, die liebliche *Fragaria*, nicht wie-[104]der, desto höher hielt er den Nußknacker, als ein theures Andenken von ihr und erkannte wirklich auch täglich mehr den Werth dieses Geschenks. Wenn Ernst des Tages über fleißig und gut gewesen war, so knackte ihm Abends der Nußknacker ungeheissen süße Nüsse und Mandeln auf; dagegen blieb er still und unbeweglich stehen, wenn Ernst sein Tagewerk nicht ordentlich vollendet hatte. Er nannte deshalb auch diesen Freund immer sein kleines Gewissen, und bestrebte sich recht eifrig, seine stete Zufriedenheit zu verdienen, weniger wegen der süßen Früchte, die er ihm gab, als weil er gewiß glaubte, *Fragaria* wirkte im Geheim durch ihn, an deren Liebe ihm so viel gelegen war. [...]

[105] Ernst benutzte seine Zeit vortrefflich und kam endlich mit vielen Kenntnissen und reinem Herzen von der Universität zurück. Er ward die Freude seines Vaters, der Stolz seiner Freunde und die Hoffnung des Vaterlandes. Er stieg rasch von einem Posten zum andern, und obgleich die reichsten und schönsten Töchter des Landes sich, mit manchem stillen Wunsche, nach dem so ausgezeichneten jungen Manne umsahen, so wählte er sich dennoch Niemand anders

zur Gattin, als sein liebes Florentinchen, die indeß zu einer schönen sittsamen Jungfrau herangewachsen war, und die ihm der Vater denn auch mit Freuden zuführte.

Als sie nun ein Jahr verheurathet waren, besuchten sie einmahl den alten Vater, der wieder aufs Guth hinausgezogen war. Und als Ernst eines Morgens ganz früh, es war um [106] die Zeit der Erdbeerenblüthe, einmahl im Fenster lag, und über die blühenden Gefilde nach dem alten Brande hinschaute, dessen dunkle Wipfel sich im Gold der Morgensonne wiegten, und an so manches Theure dabei dachte: so war es ihm, als erhöbe sich aus dem Walde ein großer Vogel, und käme zu ihm hergeflogen, und als er näher kam, sah er, daß es ein großer schwarzer Storch war, der in seinem feuerfarbenen Schnabel etwas Schweres trug, und sich gerade auf das Dach des Schlosses damit nieder setzte. Und als nun Ernst, um zu sehen, was er denn bringe, hinaus gehen, und sich durch das Schlafgemach schleichen wollte, wo er Florentinchen noch schlummernd glaubte; so trat ihm diese, als er es leise öffnete, schön wie der Maimorgen entgegen, und hielt ein wunderschönes Knäblein an ihrer Brust, das ihr der große Storch so eben gebracht hatte, und als sie es mit himmlischem Lächeln ihrem Ernst in die Arme legte, und er entzückt seine Lippen auf des Kindes kleinen Rosenmund drückte, erkannte er in der feinen Windel, worin das Kind gewickelt war, das Tüchelchen von seiner lieben seeligen Mutter mit dem Vergißmeinnichtchen, und unter demselben mit goldner Stickerei den Namen:

*Fragaria.*

JOHANN ANDREAS CHRISTIAN LÖHR

*Das Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend.*

Leipzig 1819

[3] *Der kleine Däumling.*

*Verstand geht vor Körperstärke.*

Es war einmal, vor vielen, vielen Jahren, ein armer, recht sehr armer Holzhauer, der hatte sieben kleine scharmante Jungen, an welchen er und seine liebe Hausfrau ihre herznigliche Freude hatten, obwohl die kleinen Magen alle Tage essen wollten, und Essen zu schaffen ihnen mitunter sehr schwer ward. Aber sie waren auch mit Brod und etwas Salz darauf zufrieden, denn Fleisch kam nur an den höchsten Festtagen ins Haus; und hungrig gingen sie doch nicht zu Bette.

Der kleinste der kleinen Burschen war auch der jüngste, und wohl kaum 8 Jahr alt, aber ein kluges Kerlchen. Er paßte auf alles auf, sprach eben nicht viel, dachte aber desto mehr, und weil er so klein war, nannten und riefen sie ihn im Hause: *kleiner Däumling*, oder auch wohl nur *Däumling* geradeweg.

Es kam ein schweres, sehr schweres Jahr, denn die Ernte war ganz mißrathen, und die Aeltern, der Däumling, und die andern 6 Kinder mußten jetzt oft hungrig zu Bette gehen. Der armen Mutter brach das Herz, und der Vater sah schwermüthig sinnend drein.

Eines Abends waren die Kinder alle schlafen gegangen, aber der Mann saß noch mit seiner Frau am Feuer, denn, weil er Holzhauer war, so hatte er auch Holz genug, um Feuer haben zu können.

[4] »Frau, sagte er, die armen Kinder müssen wir wohl dem lieben Gott befehlen, der für sie sorgen wird, da wir es nicht mehr können! Ich will sie morgen mit in den dicksten Wald

führen, und Reißholz auflesen lassen, und mich dann heimlich davon machen. Den Rückweg finden sie gewiß nicht! Und wenn sie auch im Walde umkämen, und von wilden Thieren gefressen würden, so ists doch besser, als wenn wir sie vor unsern Augen sollen so langsam verschmachten sehen!«

Die Mutter hatte viele Einwendungen, denn sie hatte ja ein Mutterherz. Aber da der Mann ihr nun so beweglich zu Gemüthe führte, ob sie denn lieber die armen Kinder wolle vor ihren Augen verschmachten und verhungern sehen? da gab sie mit vielen Thränen nach, und legte sich bekümmert zu Bette, und betete zu Gott, daß er doch helfen möge. Daß die arme Mutter die ganze Nacht über kein Auge zuthat, könnt Ihr leicht denken.

Mein Däumling schlief aber eben so wenig, als die Mutter. Er hatte wohl bemerkt, daß die Aeltern etwas Besonderes hatten; er war leise von seiner Schlafstelle aufgestanden, er war unter des Vaters großen Holzschemel heimlich und unbemerkt gekrochen, und hatte Alles, Alles genau gehört. Er ängstete sich nun die ganze Nacht, konnte nicht schlafen, und sann und sann! und am Ende hatte er doch etwas herausgesonnen.

Ohne seinen Brüdern etwas zu sagen, weil er sie nicht ängstigen wollte, und weil sie noch in so süßem, süßen Schlaf lagen, stieg er gar sehr früh vom Lager auf, ging an den Bach, und suchte kleine weiße Kiesel.

»Kommt Kinder! sagte der Vater; sollt mit mir in den Wald, und dürres Reißholz lesen.« Somit gings fort, und die Kinder wurden in den dicksten Wald geführt. — »Leset«, hatte der Vater gesagt, »ich will euch schon zu rechter Zeit holen«, aber er holte sie nicht, sondern hatte sich ganz heimlich nach Hause geschlichen.

[5] Da der Vater nicht kam, wurde den Kindern im dicken, dichten Walde un menschlich bange. Sie riefen, sie schrienen, sie heulten. Aber der Däumling sagte: »seid nur stille, denn ich bring euch gewiß nach Hause.« Und der Däumling

brachte sie auch nach Hause, denn er hatte die kleinen weißen Bachkiesel auf den Weg hingestreut, die er in seiner Tasche hatte.

Sie wußten nun alle, woran sie waren, weil Däumling ihnen unterwegs alles gesagt hatte, und getrauten sich deshalb nicht ins Haus hinein, sondern horchten vor der Thür, was Vater und Mutter mit einander sprächen.

Die armen Menschen hatten sich einmal recht herzlich, seit langer Zeit recht von grundauss satt gegessen, denn sie hatten eine Schuldpost bezahlt bekommen, auf welche sie schon lange nicht mehr gerechnet hatten, wohl an 20 Thaler. Da mußte die Frau gleich Fleisch holen, in gewaltiger Menge. Denn sie glaubten bei ihrem entsetzlichen Hunger, sie würden kaum daran genug haben, und hatten so lange, so sehr lange kein Fleisch, nicht einmal gesehen, geschweige denn gegessen.

Als sie nun satt waren, und noch viel übrig geblieben war, fing die Frau an zu weinen, und den Mann einen Rabenvater, einen gottlosen Mann über den andern zu schelten, der seine Kinder den Wölfen und Bären im Walde Preis gäbe. »Ach Gott! ach Gott! rief sie, da ist nun so viel übrig, daß sie alle hätten satt werden können, und mit lautem Geheul schrie sie: o meine Kinder, meine verlassenen Kinder! wo seid ihr? wo seid ihr?«

»Hier sind wir! hier sind wir!« riefen die Kinder, alle auf einmal; »hier vor der Thür!«

Gleich wurde die Thür aufgemacht; die Aeltern herzten und drückten die Kinder, und dankten Gott, daß sie alle wieder ohne Schaden da waren, und die Kleinen mußten sich an den Tisch setzen und sich satt essen, denn es war noch genug da.

[6] Aber wie lange können 20 Thaler in theurer Zeit vorhalten? Die armen Leuten dachten zwar, sie könnten nicht alle werden, aber in wenigen Tagen waren sie verzehrt, und die alte Noth brach wieder ins Haus ein, und die alte Angst wieder ins Mutterherz. Die Aeltern hielten wieder heimlich



chen Rath, und fanden keinen andern als den, die Kinder abermal in den Wald zu führen, aber viel viel tiefer hinein, als das erstmal.

Däumling kriegte das aber weg, und dachte, er wolle sich und die Brüder mit den Kieseln schon zum zweitenmal nach Hause helfen. Aber als der arme Schelm früh aufstand, um Bachkiesel zu suchen, fand er die Thür fest verschlossen. Da mußte er in der Angst das Stück Morgenbrodt, was er lieber selbst gegessen hätte, in Bröckchen heimlich auf den Weg streuen, auf welchem sie der Vater in den allertiefsten Wald hineinführte. »Geh du nur Vater! dachte Däumling, als dieser sich nun fortschlich, wir wollen den Weg schon wieder nach Hause finden.«

Ach sie fanden ihn nicht, die unglücklichen Kleinen, denn die Vögel hatten das Brod gefressen. In der Angst kamen die Kinder immer tiefer und tiefer in den Wald, und selbst der kluge Däumling wußte nicht wo aus noch ein. Dazu wurde es Nacht; es brach ein Sturm mit gewaltigem Heulen, Brausen und großem Platzregen los, und das Geheul gieriger Wölfe glaubten sie auch noch zu hören. Da stieg ihnen vor Furcht das Haar auf dem Kopfe zu Berge.

Däumling stieg nun auf einen hohen Baum, und sah sich überall um, ob denn nirgends ein Lichtschimmer sich fände. Endlich erblickte er ein Licht, und merkte sich die Gegend genau, wo es schien. Auf diese ging es nun unter Furcht und Zittern, in Schmutz und Koth los. Bald zeigte sich das Licht, bald verschwand es wieder, je nachdem der Weg höher oder tiefer ging. Endlich denn kamen sie mit viel Mühe und Noth an das Haus, in welchem das Licht war, klopfen an, und eine Frau, die aufmachte, fragte, was sie wollten? Da jammerten sie, und klagten alle Noth und Angst die sie ausgestanden hatten, und ba-[?]ten um ein Nachtlager. Der Frau gefielen die hübschen Kinder, aber sie fing an zu jammern und zu weinen, und schluchzte: »Ach wohin seid ihr gerathen, ihr unglücklichen Kinder? Hier ist ja das Haus des Popanzes, der kleine Kinder auffrißt, weil sie sein liebster



Der kleine Däumling.

Leckerbissen sind! – Wo sollt ich euch hinstecken, ohne daß er euch auswitterte, weil er Menschenfleisch auf viele Schritte weit riecht.«

»Ach, liebe Mutter! wimmerte der kleine Däumling, der für die andern das Wort führte, was sollen wir denn nun anfangen? Denn draußen werden wir auch von hungrigen Wölfen zerrissen? Sollte denn der gnädige Herr Popanz gar nicht zu erweichen stehn? Ach lieber Gott helft uns doch; wir können ja auch nicht mehr weiter! wir sind ja ganz hin.«

Das brach der guten Frau das Herz; sie ließ die Kinder herein, und dachte sie schon eine Nacht hinzubringen, zumal da der Popanz eben jetzt nicht zu Hause war, und vielleicht auch nicht vor dem andern Tag wieder käme. Sie setzte unsere Kinderchen um ein großes Feuer herum, an welchem ein wohlgestämter Hammel an einem Bratspieß gebraten wurde, zu einem leichten Nachessen für den Popanz, wenn er etwa nach Hause käme. So ein paar Mundbissen mußten allezeit für ihn bereit sein, er mochte nach Hause kommen wenn er wollte. An diesem Feuer nun trockneten sich unsere Kleinen, und ich glaube die Frau gab ihnen auch ein Paar Bissen zu essen.

Kaum waren sie trocken, und hatten den schärfsten Hunger etwas gestillt, als es mit vier tüchtigen Faustschlägen an die Thürpforte donnerte. Das war der Popanz! Die Frau steckte hastig die Kinder unter ein großes Bette, und machte die Thür auf!

»Wo ist das Essen? – war das erste Wort, was der Popanz sagte; und ob der Wein abgezogen wäre?« war das zweite Wort. Er setzte sich an den Tisch, verzehrte das Hammelchen, obgleich, was ihm sogar recht war, das Fleisch noch blutete.

[8] Er war mit so wenigem sehr bald fertig, er sprach dabei, weil er diese Sache mit großer Innigkeit trieb, kein einziges Wort. Er war fertig, und weil er eben nicht mehr auf den Tisch sahe, dachte er, die Natur muß einmal mit Wenigem

zufrieden sein. Indessen schnupperte er doch noch mit seiner vortrefflichen Riechnase ein bischen rings umher.

»Frau! sagte er plötzlich, ich wittere Menschenfleisch!«

»Ih! Mann, das ist das Kalb, das ich eben geschlachtet und ausgenommen habe«, antwortete die Frau.

»Faule Fische, Du! rief der Popanz mit Donnerstimme, und mit gräßlichem Gesichte, ich wittere frisches, junges Menschenfleisch.« Er schnupperte und fand die armen Jungen unter dem Bette, und zog sie, einen nach dem andern, hervor!

»Ho! hoh! rief er grimmig; so willst du mich anführen, du Weib? – Warte, dich will ich zuerst fressen, und diese junge Brut dann hinterdrein. Es muß einen herrlichen Leckerbissen geben! – Hätte ich doch nicht gedacht, so etwas Köstliches zu finden!« – Der Mund wässerte ihm schon, und er nahm das wohlgeschliffene Schlachtmesser, das er immer mit sich führte, und wollte die Kleinen schon abgurgeln.

Die Kinder fielen ihm zu Füßen und wimmerten und flehten. Dazu lachte er denn. Aber die Frau stellte ihm vor, daß er ja noch zu essen genug habe, für so tiefe Nachtzeit, und daß er diese hier nicht einmal recht würde genießen können, indem sie nicht mehr recht zugerichtet werden könnten, und daß ja morgen auch noch ein Tag sei, wo das Gute gut schmecken werde.

»Frau da hast du wahrhaftig einmal recht!« erwiderte er, und ließ das schon gehobene Schlachtmesser wieder sinken.

»Dazu kommt, daß ich mir zu morgen ein Paar gute Freunde gebeten habe, damit wir einmal einen vergnügten Tag zusammen haben. Na! füttere die Krabauters und bring sie ins Bett. Morgen früh denn sollen sie dran.«

Während des Allen nun hatte der Herr Popanz, damit er beim vielen Sprechen den Gaumen anfeuchtete, einen tüchtigen Becher Wein [9] nach dem andern getrunken, trank nun noch 2 oder drei Dutzend Becher zum Schlaftrunk, und legte sich in seiner Schlafkammer zu Bette.

Die Frau brachte nun die kleinen Knaben in eine andere

Kammer, alle sieben in ein sehr großes geräumiges Bette. Hier schliefen auch, in einem andern geräumigen Bette, sieben kleine speckfette und runde Popänzchen; die Kinder des Popanzvaters – lauter Mädchen, die auch schon rohes Fleisch essen konnten, und schon kleine Kinder mit ihren langen scharfen spitzen Zähnen anbissen, um ihnen das Blut auszusaugen, woran denn der Herr Vater seine herzinnige Freude hatte; er hatte daher den kleinen Wehrwölfen leichte Goldkrönchen machen lassen, die sie auch im Bette nicht absetzen durften.

Mein kluger Däumling dachte: »Wer weiß, ob der Popanz nicht in der Nacht aufsteht, und uns abschlachten will? Er ist gar zu lüstern nach Menschenfleisch; und man muß sich versehen!« – Er sahe sich denn vor, nahm den im Todtenschlaf schnarchenden kleinen Popanzfräuleins die Krönchen ab, und setzte ihnen seine und seiner Brüder Mützen dafür auf, diesen aber und sich selbst setzte er die Goldkrönchen auf. – Die Brüder waren vor Angst und Müdigkeit in Sicherheit eingeschlafen, aber der Däumling schlief nicht. Richtig! der Popanz Riese kam in der Nacht in die Kammer, wo die Popänzchen schliefen, und unsere Kinder auch. Er ging an das rechte Bette, wo die Knaben lagen, tappt zur völligen Sicherheit aber, weil es noch dunkel war, auf die Köpfe der Kleinen, und fühlt die goldnen Kronen! »Nun! murmelt er vor sich hin, das wäre eine schöne Geschichte geworden! Ich dachte ich hätte so wenig getrunken, und habe denn doch wohl ein oder zwei Becherchen zuviel genommen!«

Er geht ans andere Bette, wo seine Popanzdämchen schliefen, er fühlt die Mützen, und spricht: »Nun! ihr Bürschchen sollt mir nicht davon kommen. Die Frau hülfte euch sonst wohl noch durch!« – nimmt sein Schlachtmesser, gurgelt ihnen die Kehlen ab, saugt das Blut ein, und legt sich wieder ins Bette.

[10] Däumling weckt nun die Brüder, die sich schnell anziehen müssen, und entflieht mit ihnen durch den Garten. Sie

liefen den übrigen Theil der Nacht in großer Angst, auf gutes Ohngefähr, durch den Wald nach Hause zu. Das Ohngefähr war wirklich gut, und am frühen Morgen sahen sie, daß sie auf wohlbekanntem und richtigem Wege waren.

Aber am frühen Morgen sagte der Popanz: »Frau, mache die Jungens zu Mittag zurecht! Ich habe sie alle diese Nacht abgekehlt, damit du nicht winseln und wimmern solltest.« Da ergab sich denn die gräßliche That! die Frau fiel in Ohnmacht; der Popanz goß ihr ein paar Eimer Wasser über das Gesicht, so daß sie wieder zu sich kam.

»Nun Frau, hole die Meilenstiefeln, sagte der Popanz. Ich will den Hallunken nach, und will sie grimmig martern und tödten. Richte indessen nur unsere Kinderchen, unsere armen Kinderchen an, auf den Mittag! Es ist nun mit ihnen doch nichts anders zu machen, und Menschenfleisch schmeckt gar zu gut.«

Die Frau holte die Meilenstiefeln, womit bei jedem Schritt eine Meile zurückgelegt wurde, und womit man denn in einem Tage hätte um die Erde herum marschiren können. Er zog sie an, ging links und rechts, kreuz und queer, rückwärts und vorwärts, um Alles recht zu durchstöbern. Er war dem Däumling und seinen Brüdern endlich schon sehr nahe, und sie waren nur ein Paar tausend Schritt vom Aelternhause. – Da war zum Glück eine Felsenhöhle, wo Däumling die Brüder hineintrieb. Der Riesenpopanz, vom Hin und Herkreuzen müde, legte sich oben auf den Felsen, und schnarchte bald so, daß die Bäume bebten. – Däumling ließ die Brüder nach Hause gehen, er aber blieb zurück, und zog dem schnarchenden Schläfer die Stiefeln aus, und sich an, und weil sie verzaubert waren, paßten sie sogleich auch auf seine kleinen Beine.

[11] Es war gerade Krieg. Da konnte er seine Stiefeln herrlich brauchen. Denn er brachte die Nachrichten vom feindlichen Heere in einigen Minuten; er bekam von den Briefen, die die Frauen an ihre Männer schrieben, und die Mädchen an ihre

künftige Ehegatten, und von den Briefen, die er wieder mit zurücknahm, ein gar großes Geld. Der König zahlte ihm auch nicht schlecht! seine Aeltern und Brüder wurden gar reiche Leute, und der kleine Däumling wurde am Hofe ein großer Mann, obwohl er immer klein blieb. – Das machte der Verstand, und die Meilenstiefeln.

JOHANN AUGUST BRIEGLEB

*Lauter unschuldige Märlein für die lieben Kinder.*

Nürnberg 1820, neue Aufl. 1835

[1]

*Das Mäuse-Schwänzelein.*

Kätzel und Mäusel sind mal mit'nander über Feld gängen, sind s' an 'n Brückel kommen, hat 's Kätzel g'sagt: »Mäusel! geh du voran.« Hat 's Mäusel g'sagt: »Kätzel! ich fürchte mich. Geh du voran.« Hat 's Kätzel g'sagt: »Mäusel! geh gleich voran, oder!« Wie 's Mäusel vorangeht, beißt 's Kätzel dem Mäusel 's Schwänzel runter. Flennt 's Mäusel: »Quiek! Quiek! Quiek! du gibst mir gleich mein Schwänzel wieder.« Lacht 's Kätzel: »Mjau! du mußt mir erst 'n Bissel Milch bringen.« Geht 's Mäusel zur Mu: »Mu! gib mir 'n Bissel Milch.« Spricht die Mu: »Mu! mußt mir erst 'n Bissel Gras bringen.« Geht 's Mäusel zur Jungfer uf der Wiesen: »Jungfer! gib mir 'n Bissel Gras.« Spricht die Jungfer: »Mußt mir erst 'n Paar neue Schuh bringen.« Geht 's Mäusel zum Schuster: »Schuster! mach mir 'n Paar neue Schuh.« Spricht der Schuster: [2] »Mußt mir erst 'n Paar Borsten bringen.« Geht 's Mäusel zur Sau: »Sau! gib mir 'n Paar Borsten.« Spricht die Sau: »Oj! Uj! Oj; steig nauf 'f mein Buckel. Oj! Uj! Oj! rupf dir 'n Paar raus.« Steigt 'm 's

Mäusel uf 'n Buckel, rupft sich 'n Paar raus und bringt sie dem Schuster; der macht 'm 'n Paar neue Schuhe für die Jungfer; die Jungfer giebt Gras her für die Mu; die Mu gibt ihr Bissel Milch; das bringt 's Mäusel dem Kätzel; spricht 's Kätzel: »Da hast du dein Schwänzelein wieder.«

LUDWIG AURBACHER

*Ein Büchlein für die Jugend.*

Stuttgart, Tübingen und München 1834

*Des armen Waisen Leben und Tod.*

[167] Es ist ein großes Unglück für ein Kind, das eine Waise und vater- und mutterlos ist; und welches seine Eltern noch hat, das kann Gott nicht genug dafür danken alle Tag. Der arme Waise, nachdem seine Eltern gestorben, kam in das Haus eines geizigen Mannes, dem er, mit des Vaters Hab und Gut, von dem Richter zugesprochen ward. Der harte Mann und sein Weib sahen den armen Waisen mit schelen Augen an; und da der Knabe von schwachem Kopf und kleinmüthigem Herzen war, so verbrach und erduldet er gar vieles, und er kriegte wenig Brod, aber desto mehr Schläge. Erstlich mußte der arme Waise die Henne hüten, zusammen den Küchlein, und er sollte wohl Acht haben, daß keinem ein Leid geschehe. Aber eines Tages verlief sich die Henne mit den Küchlein durch einen Heckenzaun, und in demselben Augenblicke schoß ein Raubvogel aus den Lüften herab, und entführte die Henne von der Brut. Der arme Waise schrie ihm freilich nach: Du Hennendieb! du Spitzbub! Aber das waren Worte in den Wind geredt, und die Henne

war weg. Ueber dem Lärm kam der Bauer; [168] und wie er hörte, was geschehen, schlug er den armen Waisen zu Boden, daß er schier kein Zeichen mehr gab. – Nun hatte der arme Waise die jungen Hühnlein allein zu hüten; und das gab große Mühe und Noth; denn das eine lief dahin und das andere dorthin. Um sie daher zusammen zu halten, und zu verhindern, daß nicht der Raubvogel wieder eines entführe, so band er sie alle zusammen an einer langen Schnur, und hütete sie. Aber einstmals schlief er während des Hüdens ein (denn er war sehr hungrig und matt), und indeß kam wieder der Raubvogel, und ergriff eines der kleinen Piphühnchen, und trug sie alle, weil sie an einander hingen, auf einen Baum, wo er sie auffraß. Als der arme Waise aufwachte, o! wie erschrocken und erzitterte er, da er kein Hühnlein mehr sah! Indem kehrte der Bauer vom Felde heim, und da er hörte, was vorgegangen, so schlug er den armen Waisen noch ärger, als zuvor, so daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte.

Nachdem der arme Waise wieder gesund geworden, so mußte er botenweise gehen. Der Bauer schickte dem Richter ein Körblein voll Trauben, mit einem Briefe, den er dazu legte. Unterwegs hungerte und düstete den armen Waisen gar zu sehr, und er aß zwei Trauben, und brachte die übrigen [169] dem Richter. Der Richter, als er den Brief gelesen, sagte: daß zwei Trauben fehlten; und der arme Waise bekannte, daß er sie gegessen vor lauter Hunger und Durst. Der Richter forderte durch ein kurzes Schreiben noch einmal so viel Trauben. Da dachte der arme Waise, als er die Trauben überbringen sollte: Ich will dieses Mal den Brief unter einen Stein legen, und darüber sitzen, daß der Brief es nicht siehet, wenn ich wieder von den Trauben esse. Und es hungerte und düstete ihn wieder sehr, und er aß wieder zwei Trauben. Der Richter, sobald er den Brief überlesen, fand wieder weniger Trauben im Körbel, und er stellte den armen Waisen darob zur Rede. Dieser bekannte, daß er zwei Trauben gegessen vor Hunger und Durst; er

wundere sich aber, sagte er, wie der Brief dieß habe verrathen können dem Herrn Richter, da er ihn doch unter einen Stein gelegt habe, indem er von den Trauben gegessen. Der Richter lachte ob der Einfalt des armen Waisen; und er empfahl ihn in einem Schreiben dem Bauern, daß er den armen Waisen milder halten, und mit Speis und Trank wohl versorgen, und ihn lehren möge, was recht und unrecht sey.

»Das werd' ich thun«, sagte der harte Mann zornig; »und willst du essen, so mußt du arbeiten, [170] und thust du Unrecht, so schlage ich dich zu Tode.« Und schon an dem folgenden Tage stellte er ihn an eine sehr schwere Arbeit; er sagte, daß er für die Pferde Futter schneiden müsse, und er gab ihm daher etliche Büschel Stroh, und etwas Heu dazu, und drohte ihm mit dem Todtschlagen, wenn er nicht alles in fünf Stunden aufschneiden werde. Der Bauer ging unterdessen sammt der Bäurin, dem Knecht und der Magd auf einen Jahrmarkt, und hinterließ dem armen Waisen nicht mehr zur Speise, als ein Stücklein Brod. Der arme Waise that sein Möglichstes, um ja zur Zeit fertig zu werden; er arbeitete, daß er keuchte und schwitzte; und um behender seyn zu können, zog er sein Leiblein aus, und warf's in den Strohstuhl; und er schnitt, und schnitt, und, ach! zerschnitt unvermerkt das Leiblein mit dem Stroh. Der arme Waise bemerkte das zu spät; er ließ vor Angst das Eisen fallen, und klagte: »O Jammer! jetzt ist's aus mit mir! Nun werde ich todt geschlagen! Ach, sagte er, wenn ich doch sterben muß, so will ich mir lieber selbst das Leben nehmen, als daß ich von dem harten Manne Schläge erleiden soll bis zum Tode.«

Nun hatte er oft von der Bäurin gehört: daß sie Gift habe in dem Hafan unter der Bettstätte. Es war aber Honig darin. Der arme Waise langte [171] nach dem Hafan, und ließ sich das süße Gift wohl schmecken. Er seufzte etliche Mal: O wie ist der Tod so süß! Kein Wunder, daß sich die Bäurin so oft den Tod wünschte! Ach, daß ich nur schon todt wäre!«



Der Hafen wurde geleeret, und sein Leben ward gestärket. Da sprach er zu sich selber: »Ei, ich mag mich geirrt haben; es ist noch ein Gift im Hause, das Mückengift, welches der Bauer auf seinem Kleiderkasten gestellt hat. Dieß war aber ein Branntwein oder Kirschenwasser. Der arme Waise trank das Fläschlein aus, und wurde davon so rauschig, daß er seiner selbst nicht mehr mächtig war. »Ach, sagte er, nun fühle ich, daß ich sterben muß. Der Tod ist schon im Kopfe. Ich will nur gleich hinaus auf den Freithof, und selber ins Grab gehen, damit der karge Mann die Kosten erspare.« Er ging dahin, und taumelte schon; und er legte sich bei der unschuldigen Kinder Gräbniß auf die Erde. Es dächte ihm, als höre er Musik, und glaubte, es wäre hier das Paradies. Es war auch Musik, bei einer Hochzeit im nächsten Wirthshause. Also entschlief der arme Waise auf dem Gräbniß der unschuldigen Kinder, und starb auch in der folgenden Nacht.

Am andern Morgen wurde der arme Waise entseelt gefunden. Ob der Nachricht hatte der karge [172] Bauer so großen Schrecken, daß es ihm übel wurde; denn er fürchtete, das Gericht werde ihn des Todtschlags zeihen und ihn streng bestrafen. Er fiel zur Erde, und in Ohnmacht; und indem ihm sein Weib zu Hülfe eilte und ihm beistand, schlug das Feuer in die Pfanne, in welcher Schmalz war; das Haus gerieth in Brand, und nach wenig Stunden lag es in der Asche. Sie beide retteten kaum ihr Leben. Also wurde von Gott das große Unrecht bestraft, welches die bösen Leute an dem armen Waisen verübt hatten.

JOHANN PETER THEODOR LYSER

*Des Knaben Wunderhorn. Märchen und Lieder.*

Leipzig 1834

*Der dumme Gottlieb.*

[98] Es lebte einmal in einem Dorfe ein armes Weib, die hatte einen Sohn, der hieß Gottliebchen, das war ein rechter Ausbund von Dummheit, und weil er gar so dumm war und auch die Würmer hatte, so hatte der selige Vater gewollt, daß Gottliebchen ein berühmter Gelehrter werden sollte. Weil aber die Mutter kein Geld für die Schule aufreiben konnte und kein Schulmeister sich umsonst mit dem dummen Jungen abquälen wollte, so gebrauchte sie ihn in der Wirthschaft, daß er auslief und ihr, was sie brauchte, holte. Er machte aber oft Alles verkehrt und ließ sich prellen, daß es mit Worten nicht zu beschreiben ist, und die Mutter durfte ihm immer nur *einen* Auftrag auf einmal geben, wenn sie sicher gehen wollte, daß er ihr nicht die ganze Geschichte in Confusion brächte.

[99] Eines Tages brauchte sie zum Kochen für einen Dreier *Nichts*, was man in der Stadt in den Apotheken bekommt. Sie gab daher ihrem Söhnchen einen Dreier, und sagte ihm: »Geh in die Stadt, Gottliebchen! und hole mir für einen Dreier *Nichts* aus der Apotheke! aber daß du mir nichts vergißt! sonst setzt es Prügel, hörst du?« Gottliebchen sagte »Ja!« nahm den Dreier und wanderte nach der Stadt. Um nun nicht zu vergessen, daß er »*Nichts*« kaufen sollte, wiederholte er unterwegs beständig in seiner breiten Bauernsprache:

»Für'n Dreier Nix!

Vor'n Dreier Nischt!«

und so wanderte er immer weiter fort, bis er an einen See

kam. Da saß ein Fischer, der hatte schon den ganzen Tag gefischt und nichts gefangen.

Als der nun den Knaben so singen hörte, glaubte er, er wolle ihn verspotten, weil er nichts gefangen. Ging daher auf das arme Gottliebchen zu und prügelte es tüchtig durch.

Gottliebchen weinte sehr, und fragte: »was hab' ich dir gethan?«

»Du hast ein schlechtes Lied gesungen!«

»Was soll ich denn für ein's singen?«

[100] Singe: »Morgen woll'n wir mehr fangen!« damit packte der Fischer sein Geräthe zusammen und ging nach Hause. Gottliebchen aber wanderte weiter und sang:

»Morgen wull'n mer meer fangen.«

Da kam ihm ein Trupp Gerichtsdienner entgegen, die führten einen armen Sünder zum Galgen, und der Galgenpater ging hinterher. Als der nun Gottliebchen so singen hörte, sprach er: »Du gottloser Bube! wie magst du einen reuigen Sünder, der bald auf Jacobs Leiter in Abrahams Schoos steigen wird, so mit Schelmliedlein verspotten?«

»Was soll ich denn singen?« fragte Gottliebchen.

Sprach der Pater: Singe: »Gott sey der armen Seele gnädig!« Somit watschelte er vorbei, und Gottlieb, indem er weiter ging, sang:

»Gott sey der armen Seele gnädig!«

Da kam er bei einem Schindanger vorbei, wo der Meister Hämmerling seine Gesellen gerade anhielt, einem toten Pferde die Haut abzuziehen; als die nun den Armsündergesang hörten, lachten sie laut und riefen: »du dummer Junge! wie magst du für einem toten Pferde das Armsünderliedlein singen?«

[101] Da fragte Gottlieb: was soll ich denn singen?

Antworteten die Gesellen, Singe: »Pfui was für ein garstig Thier.«

Und Gottlieb ging weiter und sang:

»Pfui, was für ein garstig Thier!«

Also singend erreichte er das Stadthor, da rollte ihm ein



Der Knabe mit dem Wunderhorn.

goldner Wagen entgegen mit sechs milchweißen Pferden bespannt, einem Kutscher auf dem Bock und zwei Bedienten auf dem Hinterbret; in dem Wagen aber saß der Landesfürst, und neben ihm seine Liebste, eine Operntänzerin.

Als die nun den Gottlieb so singen hörte, schrie sie: »O mein Fürst! der gottlose Junge! – das gilt mir!« und fiel in Ohnmacht. – Da sprang der Fürst aus dem Wagen auf Gottliebchen zu und donnerte: »Wie kannst du dich unterstehen, so Etwas zu singen? du bist ein Majestätsbeleidiger, ein Demagoge, ein Ultra-Liberaler, und sollst auf unbestimmte Zeit in der Frohnveste, unbeschadet deiner Ehre! sitzen, hernach aber vor dem Bilde meiner Liebsten knieend Abbitte thun.«

So kam Gottliebchen in die Frohnveste auf unbestimmte Zeit, unbeschadet seiner Ehre! und als die Zeit vorbei war, mußte er Abbitte thun, und zwar knieend, vor dem Bilde der Operntänzerin.

[102] Als man ihn darauf entließ, fragte er ganz wehmüthig: »Was soll ich denn aber singen, wenn mir der Allergnädigste Herr Fürst mit seiner Mamsell wieder begegnet?

Antwortete der Präsident: Singe; »das ist meines Herzens Lust und Freude.«

Darauf lief Gottliebchen erst nach der Apotheke und kaufte für einen Dreier Nichts, dann lief er schnell aus der Stadt. Vor dem Thore sah er den Fürsten angefahren kommen und die Mamsell saß wieder an seiner Seite.

Gottliebchen fing sogleich an zu singen so laut er konnte:

»Das ist meines Herzens Lust und Freude!«

»Bravo! so hab' ichs gern«, rief der Fürst im Vorbeifahren und warf ihm eine volle Börse zu.

Fröhlich raffte Gottliebchen das Geld auf und ging weiter, aber kaum daß er den Fürsten nicht mehr sah fing er an:

»Pfui! was für ein garstig Thier.«

»Schön!« riefen die Knechte des Meister Hämmerling, als er wieder am Anger vorbeikam, »du bist ein wackerer Bursche!« und sie gaben ihm ebenfalls Geld.

[103] Gottliebchen ging weiter, nicht lange wahrte es, da sah er den Galgenpater vom Galgen zurückkommen und fing an beweglich zu singen:

»Gott sey der armen Seele gnädig!«

»So recht mein Sohn!« sprach der Pater, gab ihm einen kräftigen Segen und was wenig Geld. Gottliebchen wanderte weiter, und als er in Ferne den See erblickte hub er an:

»Morgen wull'n mer meer fangen!«

»Danke mein Junge!« rief der Fischer, der heute einen guten Fang gethan hatte, schenkte ihm ein paar Fische und ein Stück Geld dazu. Gottliebchen kehrte also ins Dorf zurück und als er vor seiner Mutter Haus kam sang er:

»Für'n Dreier Nix!

Vorn Dreier Nischt.«

Was die Mutter sich gewundert hat über das viele Geld und die schönen Fische, mag sich Jeder selbst denken. Gottliebchen aber konnte jetzt studiren, und ist ein berühmter Gelehrter geworden.

KARL BLUMAUER

*Dämmerstunden, oder Der neue Märchen-Erzähler unter Kindern.*

Aachen und Leipzig 1835

[98] *Rübezahl, ein Kinderfreund.*

Einst war in einem am Fuße des Riesengebirges gelegenen Städtchen *Hirschberg* Jahrmarkt. Da wimmelte es von allerlei Verkäufern und Käufern fröhlich bunten Gewühls; doch unter allen Buden war doch die schönste die des Tyrolers

*Juchhei*, der mit lauter kurzen Waaren handelte; und unter allen Käufern, die seine Bude umwallten, waren die meisten ein ab- und zudrängender Haufe fröhlich munterer Kinder, die sich aus Käufern am Ende mehr in Anschauer verwandelten und dann nicht selten, ohne etwas zu kaufen, wieder ihres Weges gingen. Doch darüber ward der Tyroler nicht etwa verdrießlich oder böse, und scheuchte durch rauhes Anfahren die Kinder zurück, sondern er lockte sie durch seine besondere Freundlichkeit vielmehr an, legte ihnen Alles zum nähern Beschauen einzeln hin, und freute sich ihrer Lust und Freude darüber; ja, er machte ihnen dabei noch manche Späße und Wunderlichkeiten vor, welche die Kinder zugleich erstaunen machten und ergötzten. Kurz, sie konnten sich nicht satt sehen an seinen vielen [99] Herrlichkeiten! – Da gab's Bleistifte, Nadelbüchsen, kleine Messer und große, Brieftaschen, Spiegel, Nähkissen, Blaseröhre, Handschuhe, Armbrüste, Burzelmännchen oder Stehaufchen, Soldaten von Zinn, Nähkästchen mit allem Zubehör, und noch vieles Andere, was den Kindern, Knaben und Mädchen, lieb und angenehm war; und nie ward er müde, die tausendmal wiederholten Fragen der Kinder nach den Preisen der Sachen zu beantworten.

Als er Einiges verkauft hatte und dadurch wohl auch noch besserer Laune geworden war, machte er den Kindern allerlei Hokuspokus (narrisches Zeug) vor, worüber sie sich todt lachen wollten. Er holte zum Beispiel aus einem Kasten einen kleinen Türken, etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß hoch, herbei, und stellte ihn auf den Tisch. Dieser marschirte darauf ganz martialisch und gravitatisch umher, zog und schwang seinen Säbel, als ob er Jemanden herausfoderte – und im selben Augenblick stellte der *Juchhei* einen gelblichen Löwen dazu, der langsam und grimmig mit dem Schweife drohend auf ihn zuschritt. Der Athem stockte den Kindern vor Neugier und Angst: was daraus werden würde. Mit weit offenem Maule vor Erwartung stand ein armer Bauerjunge. Jetzt geriethen Türke und Löwe an einander – ritsch! flog der Kopf des

Löwen vom Säbelhiebe des Türken herab und dem verdutzten Jungen in's Maul, daß Alle laut auflachten. Als aber, wie unwillkürlich der Erschrockene nach seinem Munde griff hatte er eine Makrone in der Hand, und als er, auf Geheiß des Tyrolers, diese aß – biß er auf etwas Hartes, und zog ein blankes Goldstück aus dem Maule, womit er jubelnd auf und davon lief.

[100] Dies brachte die ganzen Kinder in eine ordentliche Freuden-Rebellion, Jeder wollte Makronen und Goldstücke haben – alle standen nun und sperren die Mäuler weit auf. Da stellte *Juchhei* eine ganze Kompanie kleiner Mohren auf, die mit Pfeilen und Bogen, Spießen und Schilden auf den Türken anrückten – Hui! wie flogen die Köpfe rechts und links, und den Kindern ins's Maul hinein, daß sie fast zu ersticken meinten, doch schnell zugriffen, weil sie Goldstücke in den Köpfen zu finden wähten; aber sie griffen nicht einmal Makronen, sondern kleine schwarze Bach-Kiesel, und waren somit für ihre habsüchtige Neugier bestraft; die Nichtbetroffenen lachten die Anderen aus, und die Betroffenen schämten sich drob, und liefen fort.

Ein armer Schüler trat hierauf, unter den noch Uebrigen, auch an die Bude, ergriff ein Gebund Federspahlen, und fragte an: Was denn das Stück davon kosten solle? Drei Pfennige, war die Antwort. Der Schüler versuchte eine herauszuziehen, aber es ging nicht. Nimm das ganze Gebund, sprach freundlichlächelnd der *Juchhei*, und schreib brav damit! Freudig dankte der arme Schüler und ging wohlgemuth von dannen.

Wie der Knabe mit seinen Federn nach Hause kam, schnitt er sich davon eine neue Feder, um damit seine Schul-Aufgabe auszuarbeiten. »Kling! Kling!« Was war das? und was rollt so fein auf den Tisch und zur Erde, und blinkt so goldenschön? – Lauter Dukaten, die aus den Federschnitzeln geworden, und je mehr er schneidet, je mehr vermehrt sich das Wunder. Darüber erschrocken und zugleich entzückt, glaubt der gute ehrliche Knabe: der Tyroler habe sich

vergriffen und sich Un[101]recht gethan, und hat nichts eiligeres zu thun, als zu laufen und sein Gebund Federn dem Manne wieder zu bringen – er durchbohrt mit seinen Ellenbogen das Menschen-Gewühl und drängt und drückt sich bis zum Platze der Bude des Tyrolers *Juchhei* unter mancherlei erlittenen Stößen hin – aber siehe da! verschwunden ist der Tyroler mit seinem schönen Kram, und auf seiner Stelle hält ein Schuhmacher seine Waare feil, den er da vorher nie gesehen. »Oh Wunder, denkt er, über Wunder!« geht, nach vergeblichen Fragen nach dem Kaufmann, fort und segnet still im frommen Herzen den unbekanntem Wohlthäter, der's mit ihm so gut gemeint. Er wandte die Goldfedern gut an, aus deren Schnitzeln ihm Dukaten wurden; hatte lange daran zu seinen Bedürfnissen, studirte fleißig, und ist ein braver und geschickter Mann geworden.

Und wenn auch nicht alle brave und fleißige Kinder auf solche Art beschenkt und belohnt werden, so haben und erwerben sie sich doch überall Freunde und sind beliebt bei Jung und Alt, denn:

»Den Geschickten hält man werth;  
Den Ungeschickten Niemand beehrt.«

Und: »Wer gut von Sitten,  
Ist wohl gelitten!« –

Wißt Ihr denn aber auch, Kinder! wer des Tyroler *Juchhei* mit seiner Bude auf dem Hirschberger Marke war? – Das war niemand Anders, als der Berggeist, der *Rúbezahl*, der ein großer Freund guter Kinder ist.

»Aber warum – fragte eines der Kinder – hieß denn der Tyroler *Juchhei*?« –

[102] »Weil dies ein gewöhnlicher Lebens-Ausruf der Tyroler ist, die ein fröhliches, gutmüthiges Volk ausmachen«, gab man dem kleinen Frager zum Bescheid; und er rief, wie in die Sache verloren, auch mit dem fröhlichsten Herzen: »*Juchhei!*« und die Uebrigen ihm nach.

LUDWIG BECHSTEIN

*Deutsches Märchenbuch.*

Leipzig 1845

[1] *Des Märchens Geburt.*

Es war einmal eine Zeit, da es noch keine Märchen gab, und die war betrübend für die Kinder, denn es fehlte in ihrem Jugendparadiese der schönste Schmetterling. Und da waren auch zwei Königskinder, die spielten mit einander in dem prächtigen Garten ihres Vaters. Der Garten war voll herrlicher Blumen, seine Pfade waren mit bunten Steinen und Goldkies bestreut, und glänzten wetteifernd mit dem Thaugefunkel auf den Blumenbeeten. Es gab in dem Garten kühle Grotten mit plätschernden Quellen, hoch zum Himmel aufrauschende Fontainen, schöne Marmorbildsäulen, liebliche Ruhebänke. In den Wasserbecken schwammen Gold- und Silberfische; in goldenen großen Vogelhäusern flatterten die schönsten Vögel, und andere Vögel hüpfen und flogen frei umher, und sangen mit lieblichen Stimmen ihre Lieder. Die beiden Königskinder aber hatten und sahen das alle Tage, und so waren sie müde des Glanzes der Steine, des Duftes der Blumen, der Springbrunnen und der Fische, welche so stumm waren, und der Vögel, deren Lieder sie nicht verstanden. Die Kinder saßen still beisammen und waren traurig; sie hatten alles, was nur ein Kind sich wünschen mag, gute Aeltern, die kostbarsten Spielsachen, die schönsten Kleider, wohlschmeckende Speisen und Getränke, und durften tagtäglich in dem schönen Garten spielen – sie waren traurig, obschon sie nicht wußten, warum? und nicht wußten, was ihnen fehle.

Da trat zu ihnen ihre Mutter, die Königin, eine schöne hohe Frau mit mildfreundlichen Zügen, und sie bekümmerte sich darüber, daß ihre Kinder so traurig waren und sie nur



wehmüthig anlächelten, statt mit Jauchzen ihr entgegen zu fliegen; sie betrübte sich, daß ihre Kinder nicht glücklich waren, wie doch Kinder sein [2] sollen und sein können, weil sie noch keine Sorgen kennen, und weil der Himmel der Jugend meist ein wolkenloser ist.

Die Königin setzte sich zu ihren beiden Kindern, die ein Knabe und ein Mädchen waren, und schlang um jedes derselben einen ihrer vollen weißen Arme, welche goldne Spangen schmückten, und fragte gar mütterlich und lieb-reich: »Was fehlt euch, meine lieben Kinder?«

»Wir wissen es nicht, theure Mutter!« sprach der Knabe.  
»Wir sind so traurig!« sprach das Mädchen.

»Es ist so schön hier in diesem Garten, und ihr habt alles, was euch Freude machen kann; macht es euch denn keine Freude?« fragte die Königin, und eine Thräne trat in ihr Auge, aus dem eine Seele voll Güte lächelte.

»Nicht genug Freude macht uns, was wir haben«, antwortete dieser Frage das Mädchen. »Wir wünschen uns was, und wissen nicht, was!« setzte der Knabe hinzu.

Die Mutter schwieg bekümmert, und sann nach, was wohl die Kinder wünschen möchten, das sie mehr erfreue, als die Pracht des Gartens, der Schmuck der Kleider, die Menge der Spielsachen, der Genuß edler Speisen und Getränke, aber sie fand nicht, was ihre Gedanken suchten.

»O wäre ich nur selbst wieder ein Kind!« sprach die Königin still zu sich, mit einem leisen Seufzer: »dann fiele mir wohl bei, was Kinder froh macht. Um Kindeswünsche zu begreifen, muß man selbst ein Kind sein. Aber ich bin schon zu weit gewandert aus dem Jugendlande, wo die goldnen Vögel durch die Bäume des Paradieses fliegen, jene Vögel, die keine Füße haben, weil die Nimmermüden irdischer Ruhe nicht bedürfen. O käme doch ein solcher Vogel her, und brächte meinen theuern Kindern, was sie glücklich macht!«

Siehe, wie die Königin also wünschte, da wiegte sich plötzlich über ihr in den blauen Lüften ein wunderherrlicher



Vogel, von dem ein Glanz ausging, wie Goldflammen und Edelsteinblitze, der schwebte tiefer und tiefer, und es sah ihn die Königin, es sahen ihn die Kinder. Diese riefen nur: »Ah! ah!« und Staunen ließ sie keine anderen Worte finden.

Der Vogel war überaus herrlich anzusehen, wie er, immer tiefer schwebend, sich niedersenkte, so schimmernd, so glänzend, im Regenbogenfarbengefunkel, fast das Auge blendend, und doch immer wieder das Auge fesselnd. Er war so schön, daß die Königin [3] und die Kinder vor Freude leise schauerten, zumal sie jetzt das Wehen seiner Flügel fühlten. Und ehe sie es ahneten, so hatte sich der Wundervogel nieder gelassen in den Schooß der Königin, der Mutter, und sah aus Augen, die wie freundliche Kinderaugen gestaltet waren, die Kinder an, und doch war etwas in diesen Augen, das die Kinder nicht begriffen, etwas Fremdartiges, Schauerhaftes, und sie wagten darum nicht, den Vogel zu berühren, auch sahen sie jetzt, daß der seltsame, überirdisch schöne Vogel unter seinen glänzendbunten Federn auch einige tiefschwarze Federn hatte, die man aber von Weitem nicht gewahrte. Indeß blieb den Kindern zu näherer Betrachtung des schönen Wundervogels kaum so lange Zeit, als nöthig war, dieß zu erwähnen, denn alsbald hob sich der Vogel wieder empor, der Paradiesvogel ohne Füße, schwebte, schimmerte, flog immer höher, bis er nur eine im Aether schwimmende bunte Feder schien, dann nur noch ein goldner Streif, und dann entschwand – so lange aber, bis das geschah, sahen ihm auch die Königin und die Kinder mit Staunen nach. Aber o Wunder! Als Mutter und Kinder wieder niederblickten, wie staunten sie da auf's Neue! Auf dem Schooße der Mutter lag ein goldnes Ei, das hatte der Vogel gelegt, o und das schimmerte auch so grüngolden und goldblau wie der köstlichste Labradorstein und die schönste Perlenmuschel der Meerestiefen. Und die Königskinder riefen aus *einem* Munde: »Ei! das schöne Ei!« Die Mutter aber lächelte selig, und ahnete voll Dankgefühl, das müsse der

Edelstein sein, der noch zum Glück ihrer Kinder fehle, das Ei müsse in seiner zauberfarbig-schillernden Schaaale ein Gut enthalten, das den Kindern gewähre, was dem Alter versagt ist, *Zufriedenheit*, und das ihre Sehnsucht, ihre kindische Trauer stille.

Die Kinder aber konnten sich nicht satt sehen an dem prächtigen Ei, und vergaßen bald über dem Ei den Vogel, der es brachte; erst wagten sie nicht, es zu berühren, endlich aber legte das Mägdlein doch eines seiner rosigen Fingerchen daran, und rief plötzlich, indem sein unschuldvolles Gesichtchen sich mit Purpur übergoß: »Das Ei ist warm!« Nun tippte auch der Königsknabe vorsichtig und leise an das Ei, um zu fühlen, ob die Schwester wahr gesprochen. Endlich legte auch die Mutter ihre zarte weiße Hand auf das köstliche Ei, und siehe, was begab sich da? Die Schaaale fiel in zwei Hälften auseinander, und aus dem Ei kam ein Wesen hervor, wunderbar anzusehen. Es hatte Flügel, und war nicht Vogel, nicht Schmetterling, Biene nicht und nicht Libelle, [4] und doch von allen diesen Etwas, aber nicht zu beschreiben; mit einem Wort, es war das buntgeflügelte, farbenschillernde Kinderglück, selbst ein Kind, nämlich das des Wundervogels *Phantasie*, das *Märchen*. Und nun sah die Mutter ihre Kinder nicht mehr traurig, denn das Märchen blieb fortan immer bei den Kindern, und sie wurden seiner nicht müde, so lange sie Kinder blieben, und seit sie das Märchen hatten, wurden ihnen Garten und Blumen, Lauben und Grotten, Wälder und Haine erst recht lieb, denn das Märchen belebte alles zur Lust der Kinder; das Märchen lieh selbst den Kindern seine Flügel, da flogen sie weit umher in der unermeßlichen Welt, und waren doch immer gleich wieder daheim, sobald sie nur wollten. Jene Königskinder – das waren die Menschen in ihrem Jugendparadiese, und die Natur war ihre schöne mildfreundliche Mutter. Sie wünschte den Wundervogel Phantasie vom Himmel nieder, der so prächtige Goldfedern und auch einige tiefdunkle hat, und er legte in ihren Schoos das goldne Märchenei.

Und wie die Kinder das Märchen innig lieb gewannen, das ihre Kindheittage verschönte, in tausenderlei Gestaltungen und Verwandlungen sie ergötzte, und über alle Häuser und Hütten, über alle Schlösser und Paläste flog, so war des Märchens Art auch diese, daß es selbst den Erwachsenen gefiel und sie sich seiner freuten, wenn sie nur etwas aus dem Garten der Kindheit mit herübergetragen in das reifere Alter, nämlich die *Kindlichkeit des Herzens*.

[44] *Der Schmied von Jüterbogk.*

(Mündlich und nach des Herausgebers Kiffhäusersagen.)

Im Städtlein Jüterbogk hat einmal ein Schmied gelebt, von dem erzählen sich Kinder und Alte ein wundersames Märlein. Es war dieser Schmied erst ein junger Bursche, der einen sehr strengen Vater hatte, aber treulich Gottes Gebote hielt. Er that große Reisen und erlebte viele Abenteuer, dabei war er in seiner Kunst über alle Maßen geschickt und tüchtig. Er hatte eine Stahlinktur, die jeden Harnisch und Panzer undurchdringlich machte, welcher damit bestrichen wurde, und gesellte sich dem Heere Kaiser Friedrichs II. zu, wo er kaiserlicher Rüstmeister wurde und den Kriegzug nach Mailand und Apulien mitmachte. Dort eroberte er den Heer- und Bannerwagen der Stadt und kehrte endlich, nachdem der Kaiser gestorben war, mit vielem Reichthum in seine Heimath zurück. Er sah gute Tage, dann wieder böse, und wurde über hundert Jahre alt. Einst saß er in seinem Garten unter einem alten Birnbaum, da kam ein graues Männlein auf einem Esel geritten, das sich schon mehrmals als des Schmiedes Schutzgeist bewiesen hatte. Dieses Männchen herbergte bei dem Schmied und ließ den Esel beschlagen, was jener gern that, ohne Lohn zu heischen. Darauf sagte das Männlein zu Peter, er solle drei Wünsche thun, aber dabei das Beste nicht vergessen. Da wünschte der Schmied, weil die Diebe ihm oft die Birnen gestohlen, es

solle Keiner, der auf den Birnbaum gestiegen, ohne seinen Willen wieder herunter können – und weil er auch in der Stube öfters bestohlen worden war, so wünschte er, es solle Niemand ohne seine Erlaubniß in die Stube kommen können, es wäre denn durch das Schlüsselloch. Bei jedem dieser thörichten Wünsche warnte das Männlein: »Vergiß das Beste nicht!« und da that der Schmied den dritten Wunsch sagend: »Das beste ist ein guter Schnaps, so wünsche ich, daß diese Pulle niemals leer werde!« – »Deine Wünsche sind gewährt«, sprach das Männchen, strich noch über einige Stangen Eisen, die in der Schmiede lagen, mit der Hand, setzte sich auf seinen Esel und ritt von dannen. Das Eisen war in blankes Silber verwandelt. Der vorher arm gewordene Schmied war wieder reich und lebte fort [45] und fort bei gutem Wohlsein, denn die nie versiegenden Magentropfen in der Pulle waren, ohne daß er es wußte, ein Lebenselixir. Endlich klopfte der Tod an, der ihn so lange vergessen zu haben schien; der Schmied war scheinbar auch gern bereitwillig, mit ihm zu gehen, und bat nur, ihm ein kleines Labsal zu vergönnen und ein paar Birnen vom Baum zu holen, den er nicht selbst mehr besteigen könne aus großer Altersschwäche. Der Tod stieg auf den Baum, und der Schmied sprach: »Bleib droben!« denn er hatte Lust, noch länger zu leben. Der Tod fraß alle Birnen vom Baum, dann gingen seine Fasten an, und vor Hunger verzehrte er sich selbst mit Haut und Haar, daher er jetzt nur noch so ein scheußlich dürres Gerippe ist. Auf Erden aber starb Niemand mehr, weder Mensch noch Thier, darüber entstand viel Unheil, und endlich ging der Schmied hin zu dem klappernden Tod und accordirte mit ihm, daß er ihn fürder in Ruhe lasse, dann ließ er ihn los. Wüthend floh der Tod von dannen und begann nun auf Erden aufzuräumen. Da er sich an dem Schmied nicht rächen konnte, so setzte er ihm den Teufel auf den Hals, daß dieser ihn hole. Dieser machte sich flugs auf den Weg, aber der pfiffige Schmied roch den Schwefel voraus, schloß seine Thüre zu, hielt mit den Gesel-

len einen ledernen Sack an das Schlüsselloch, und wie Herr Urian hindurch fuhr, da er nicht anders in die Schmiede konnte, wurde der Sack zugebunden, zum Ambos getragen, und nun ganz unbarmherziglich mit den schwersten Hämmern auf den Teufel losgepocht, daß ihm Hören und Sehen verging, er ganz müde wurde und das Wiederkommen auf immer verschwor. Nun lebte der Schmied noch gar lange Zeit in Ruhe, bis er, wie alle Freunde und Bekannte ihm gestorben waren, des Erdenlebens satt und müde wurde. Machte sich deshalb auf den Weg und ging nach dem Himmel, wo er bescheidenlich an Thore anklopfte. Da schaute der heilige Petrus herfür, und Peter der Schmied erkannte in ihm seinen Schutzpatron und Schutzgeist, der ihn oft aus Noth und Gefahr sichtbarlich errettet und ihm zuletzt die drei Wünsche gewährt hatte. Jetzt aber sprach Petrus: »Hebe Dich weg, der Himmel bleibt Dir verschlossen: Du hast das Beste zu erbitten vergessen: die Seligkeit!« – Auf diesen Bescheid wandte sich Peter, und gedachte sein Heil in der Hölle zu versuchen, und wanderte wieder abwärts, fand auch bald den rechten, breiten und vielbegangenen Weg. Wie aber der Teufel erfuhr, daß der Schmied von Jüterbogk im Anzuge sei, schlug er das Höllenthor ihm vor der Nase zu und setzte die Hölle [46] gegen ihn in Vertheidigungsstand. Da nun der Schmied von Jüterbogk weder im Himmel noch in der Hölle seine Zuflucht fand, und auf Erden es ihm nimmer gefallen wollte, so ist er hinab in den Kiffhäuser gegangen zu Kaiser Friedrichen, dem er einst gedient. Der alte Kaiser, sein Herr, freute sich, als er seinen Rüstmeister Peter kommen sah und fragte ihn gleich, ob die Raben noch um den Thurm der Burgruine Kiffhausen flögen? Und als Peter das bejahte, so seufzte der Rothbart. Der Schmied aber blieb im Berge, wo er des Kaisers Handpferd und die Pferde der Prinzessin und die der reitenden Fräulein beschlägt, bis des Kaisers Erlösungsstunde auch ihm schlagen wird. – Und das wird geschehen nach dem Munde der Sage, wenn dereinst die Raben nicht mehr um

den Berg fliegen, und auf dem Rüttsfeld nahe dem Kiffhäuser ein alter dürrer abgestorbener Birnbaum wieder ausschlägt, grünt und blüht. Dann tritt der Kaiser hervor mit all seinen Wappnern, schlägt die große Schlacht der Befreiung und hängt seinen Schild an den wieder grünen Baum. Hierauf geht er ein mit seinem Gesinde zu der ewigen Ruhe.

[113]

*Die Kornähren.*

(Mündlich in Thüringen.)

Es war einmal eine Zeit, aber das ist schon undenklich lange her, da trugen alle Kornhalme, und auch die von anderem Getraide, volle goldgelbe Aehren herab bis auf den Boden; da gab es keine Armuth und keine Hungersnoth, niemals, und das war die goldne Zeit. Da konnten sich alle Menschen mit Wonne sättigen, und auch die Vögel, die gerne Körner fressen, Hühner und Tauben und andere Vögel, fanden Futter vollauf.

Aber da waren unter den Menschen welche, die waren undankbar und gottvergessen, und achteten die schöne werthe Gottesgabe, das liebe Getraide, für gar nichts. Da gab es Frauen, die nahmen, wenn ihre kleinen Kinder sich verunreinigt hatten, die vollen Aehrenbüschel und reinigten damit ihre Kinder, und warfen die Aehren auf den Mist; und die Mägde scheuerten mit den vollen Aehren, und die Buben und kleine Mädchen jagten sich durch das liebe Korn, spielten Verstecken darin, wälzten sich darauf herum und zertraten es. Das jammerte den lieben Gott, der das Getraide den Menschen zur Nahrung gegeben hatte, und dem Vieh zum Futter, und nicht zum Verurzen\* und dachte bei sich, wir wollen es anders machen, und die goldne Zeit soll ein Ende haben.

Und da schuf der liebe Gott, daß hinfort jeder Halm nur

\* muthwillig Verderben.

eine einzige Aehre trug, einmal für die Menschen, damit sie das liebe Getraide besser schonen lernten, und einmal für die unschuldigen Thiere, damit sie doch noch ihr Futter haben sollten, wenn auch die Menschen nicht einmal die eine Aehre werth wären.

Von da an ist Hunger und Theurung und Armuth in die Welt gekommen. Nur zuweilen und selten läßt der liebe Gott da oder dort einen Wunderhalm mit vielen, vielen Aehren emporschossen, und zeigt so dem Menschen, wie es einst beschaffen war um das Getraide, und was Er kann. Und es geht eine alte Prophezeiung unter dem Volke, daß einmal nach langen Jahren, wenn das Engelwort sich erfüllt haben wird: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und unter allen Menschen Wohlwollen, Segnung [114] und Liebe, daß dann der Boden auch wieder von Gott erweckt werden solle, solche Halme zu tragen, die bis zur Wurzel voll Aehren sind. Unser Keiner aber wird das erleben.

[128]

*Der Hasenhüter.*

(Nach mündlicher Ueberlieferung, aus Franken.)

Es hatte ein reicher König eine sehr schöne Tochter; als diese sich verheirathen wollte, mußten sich alle Freier, die sich eingefunden hatten, auf einer großen grünen Wiese versammeln. Da warf sie nun einen goldnen Apfel mehrmal in die Luft und wer ihn auffing und sich unterstand drei Bund oder drei Aufgaben, die sei selbst aufgab, zu lösen, der sollte sie dann zur Gemahlin haben. Da hatten nun Viele den Apfel aufgefangen, zuletzt auch ein schöner, muntre Schäfersbursch, aber von allen war keiner im Stande die drei Aufgaben zu lösen. Da kam nun die Reihe an den Schäfersburschen, als an den letzten und geringsten unter den Freiern. Die erste Aufgabe aber war die: Der König hatte in einem Stalle hundert Hasen, wer die auf die Weide trieb, hütete und am Abend alle wieder zurückbrachte, der hatte die erste

Aufgabe erledigt. Als das der Schäfersbursche vernahm, sprach er, er wolle sich erst noch einen Tag darüber besinnen, am andern Tage aber ganz gewiß bestimmen, ob er sich getraue, die Sache zu unternehmen oder nicht. Nun lief aber der Schäfersbursche auf den Bergen umher und war traurig, denn er scheute sich vor dem gewagten Unternehmen. Da begegnete ihm ein altes Mütterchen und fragte ihn nach der Ursache seiner Traurigkeit; er aber sagte: »Ach! mir kann Niemand helfen.« Da sprach das graue Mütterchen: »Urtheile nicht so vorlaut; sage Dein Anliegen, vielleicht kann ich Dir helfen.« Und da erzählte er denn die Aufgabe. Da gab ihm das Mütterchen ein Pfeifchen und sagte: »Hebe es wohl auf, es wird dir nützen!« und ehe noch der Bursche sich bedankt hatte, war das Mütterchen ver-[129]schwunden. Nun ging er fröhlich hin zum König und sprach: »Ich will die Hasen hüten!« Und da wurden sie aus dem Stalle herausgelassen. Als aber der letzte heraus war, sah man den ersten schon nicht mehr, der war schon über alle Berge. Der Bursche aber ging hinaus aufs Feld und setzte sich auf einen grünen Hügel und dachte: Was fang ich an? Da fiel ihm sein Pfeifchen ein; er that es schnell heraus und pfiiff, da kamen die hundert Hasen alle wieder gesprungen und weideten lustig um ihn herum an dem grünen Hügel.

Dem König und der schönen Prinzessin aber war gar nichts daran gelegen, daß der Schäfer die Aufgabe löse und die Prinzessin sich gewinne, weil er ein so geringer Schlucker war und nicht hochgeboren, und sie sann auf Listen, wie sie machen wollten, daß der Hasenhüter seine Heerde nicht vollzählig heim bringe.

Da kam daher gegangen die Königstochter und hatte sich verkleidet und ihr Gesicht verändert, daß er sie nicht kennen sollte, aber er kannte sie doch. Als sie nun die Hasen noch alle erblickte, fragte sie: »Kann man hier nicht einen von den Hasen kaufen?« Da sagte der Bursche: »Zu verkaufen giebt's keinen, aber abzuverdienen!« Da fragte sie weiter: »Wie ist das zu verstehen?« Da sprach der Bursche: »Wenn Ihr Euch



mir zum Liebchen gebet und eine süße Schäferstunde mit mir haltet!« Sie wollte aber nicht. Da sie aber doch gern einen Hasen wollte und er keinen anders hergab, so bequeme sie sich endlich doch dazu. Da er sie nun genugsam geherzt und geküßt hatte, fing er ihr einen Hasen und steckte ihn in ihr Handkörbchen, und sie ging fort. Als sie nun wohl eine Viertelstunde weit von ihm weg war, piff er auf seinem Pfeifchen, und geschwind drückte der Hase den Deckel des Körbchens auf, sprang heraus und kam wieder gesprungen.

Nicht lange wahrte es, da kam der alte König und hatte sich auch verummmt, aber der Bursche kannte ihn doch. Der König kam auf einem Esel geritten und hatte hüben und drüben einen Korb hängen. Der König fragte: »Wird kein Hase verkauft?« – »Nein, verkauft nicht, aber abverdient kann einer werden!« antwortete ihm dreist der Bursche. »Wie ist das zu verstehen?« fragte der König. »Wenn Ihr den Esel hier unter den Schwanz küßt«, begann der Bursche, »sollt Ihr einen haben!« Das wollte der König aber nicht thun; und er bot ihm schweres Geld, wenn er einen verkaufen wollte; der Bursche aber that es nicht. Da nun der König sah, daß er keinen Hasen zu kaufen kriegte, bequemte er [130] sich endlich dazu und gab dem Esel einen tüchtigen Schmatz unter den Schwanz; dann wurde ein Hase gefangen, in den einen Korb am Esel gesteckt und der König zog fort. Er aber war noch nicht weit, da piff der Bursche, und der Hase hüpfte aus dem Korbe heraus und kam wieder. Darauf kam der König nach Hause und sagte: »Es ist ein loser Bursche, ich konnte keinen Hasen bekommen!« Was er gethan hatte, sagte er nicht. »Ja!« erwiderte die Prinzessin, »so ging mir es auch!« Was sie aber getrieben hatte, gestand sie auch nicht. Als es Abend war, kam der Bursche mit seinen Hasen und zählte dem Könige sie vor, alle hundert zum Stall hinein.

Nun begann der König: »Die erste Aufgabe ist gelöst und nun geht es an die zweite! Merk auf! Hundert Maas Erbsen

und hundert Maas Linsen liegen auf meinem Boden, diese habe ich unter einander schütten und wohl durchmengen lassen, wenn Du diese in einer Nacht ohne Licht auseinander sonderst, dann hast Du die zweite Aufgabe vollbracht.« Der Bursche sprach: »Ich kann es!« Und da wurde er auf den Boden gesperrt und es wurde die Thüre fest verschlossen. Da nun alles im Schlosse ruhig war, piff er auf seinem Pfeifchen; da kamen gekrochen viele tausend Ameisen und wimmelten und kimmelten so lange, bis die Erbsen wieder auf einem besondern Haufen waren und die Linsen auch. Als nun früh der König nachsah, war die Aufgabe gelöst, die Ameisen aber sah er nicht, die waren wieder fort. Der König wunderte sich und wußte nicht, wie es der Kerl machte. Darauf sprach er: »Ich will Dir nun auch die dritte Aufgabe sagen. Wenn Du in künftiger Nacht Dich durch eine große Kammer voll Brod hindurchisest, daß nichts übrig bleibt, dann hast Du die dritte Aufgabe vollbracht und dann sollst Du meine Tochter haben!«

Als es nun dunkel war, wurde der Bursche in die Brodkammer gesteckt, die war so voll, daß bei der Thüre nur ein Plätzchen leer war, wo er hintrat. Wie aber alles ruhig im Schlosse war, piff er wieder auf seinem Pfeifchen; da kamen daher so viel Mäuse, daß es ihm schier unheimlich wurde; und als es tagte, war das Brod alles aufgefressen, daß kein Krümchen mehr übrig war! Er aber polterte an der Thüre und schrie: »Macht auf! Ich habe Hunger!« Da war nun auch die dritte Aufgabe gelöst.

Der König aber sagte: »Sage uns zum Spaß noch einen Sack voll Lügen, dann sollst Du meine Tochter bekommen!« Da fing der Bursche an und sagte schreckliche Lügen einen halben Tag [131] lang, aber der Sack wollte immer nicht voll werden. Da erzählte er endlich: »Ich habe mit der allerliebsten Prinzessin, meiner Braut, auch schon ein Schäferstündchen gehalten!« Bei diesen Worten wurde sie feuerroth, der König sah sie an und ob es gleich Lügen sein sollten, so glaubte er's doch, und bildete sich schon ein, wie und wo es

geschehen sei. »Der Sack ist aber doch noch nicht voll!« rief er. Da begann der Bursche: »Der Herr König hat auch den Esel« — »Er ist voll, er ist voll! Strickt zu!« rief der König, denn er schämte sich und wollte es nicht erzählen lassen, welche Ehre dem Esel durch seinen königlichen Mund zu Theil geworden war, da sein ganzer Hofstaat im Kreise herumstand. Und wurde die Hochzeit des Schäferburschen mit der Königstochter gefeiert, vierzehn Tage lang, und da ging es so hoch her und so lustig zu, daß, der es erzählt hat, wünscht, er wäre auch ein Gast gewesen.

FRIEDRICH SCHWED

*Die bunte Zauberwelt in neuen Märchen und  
Wundersagen.*

Nürnberg 1845

[97] *Schön-Lieschen bei den Feenkindern.* [Gekürzt]

Unter allen Kindern des Dorfes war keines anmuthiger und hübscher als *Lieschen*, und man nannte das Mädchen allgemein, um es von den andern, welche gleichen Namen führten, zu unterscheiden *Schön-Lieschen*. Jedermann hatte sie lieb, denn sie zeigte sich immer gefällig und wenn sie ein Spiel vorschlug, so gaben alle Kinder gerne ihre Einwilligung dazu, denn sie wußten, daß *Schön-Lieschen* alles hübsch anordnen konnte; es ging dann der Zug auf den großen Rasenplatz in der Nähe des Dorfes und da tummelte sich dann jedes herum, bis alle der Kurzweil müde und des Vergnügens satt nach Hause gingen. Nicht weit entfernt lag ein mächtiger Wald, der aber von Niemand betreten wurde, obwohl dort die schönsten und

stärksten Bäume standen und Alles üppig empor wuchs. Jedermann wußte, daß dort der Aufenthalt von Feen sei, und Neugierige, welche verwegen genug ihn betreten hatten, waren durch furchterregende Erscheinungen vom weitem Eindringen abgeschreckt worden. Nur mit Scheu betrachteten die Kinder den unheimlichen Wald, dessen schattiges dunkles Grün und angenehme Kühle zu einem Besuche lockte, und so gerne sie unter den gewaltigen Eichen geruht und von den vielen dort so schön blühenden Blumen sich Kränze gewunden hätten, so [98] unterdrückte doch die Scheu und die Warnungen der Eltern den dann und wann aufsteigenden Wunsch, in dem Wald umherzulaufen und seine Schönheit zu genießen.

Als eines Tages die Kinder in der Nähe des geheimnißvollen Waldes spielten, geschah es, daß plötzlich ein wunderschönes Vögelein auf *Schön-Lieschen* zuflog und Schutz suchend auf die Schulter derselben sich setzte. Erstaunt betrachteten alle Kinder das niedliche Thierchen, das zitterte; siehe! — da ließ sich ein mächtiger Adler aus den Lüften herab und stürmte mit offenen Flügeln auf die Kinder ein. *Schön-Lieschen* versteckte das Vögelein schnell in ihrem Busen, ergriff einen schweren Stab und ging muthig dem feindseligen Thiere entgegen; durch ihr Beispiel zur Nachahmung ermuntert thaten die andern Spielgefährten dasselbe und der Adler wurde mit Steinen und Ruthen angegriffen. Wohl schlug er mit seinen gewaltigen Schwingen mächtig um sich, doch gelang es der vereinten Anstrengung der Kinder des Gegners Kraft zu brechen, denn nach einem längern Widerstand erhob er sich wieder in die Luft und flog, doch wie es schien ziemlich ermattet, davon.

Sobald der Feind aus dem Gesichtskreis verschwunden war, holte *Schön-Lieschen* das Vögelein aus seinem Verstecke hervor und setzte es in Freiheit; sogleich flog dieses auf einen nahen Rosenstrauch und sang fröhliche Weisen, sein Köpfchen hin und her wiegend und damit nickend, wie wenn es so seinen Dank ausdrücken wolle. Endlich erhob es

sich und flog dem Walde zu, in dem es verschwand. Von der Zeit an besuchte Schön-Lieschen häufiger als sonst die Wiese und betrachtete mit steigender Neugierde den Wald und sein geheimnißvolles Dunkel.

Da bemerkte sie einst das Vögelein wieder, das auf einem Baume saß und ihr freundlich mit den Flügeln winkte; mit [99] freudigem Rufe bewillkommte sie es und trat, um den Gesang desselben besser hören zu können, an den Saum des Waldes. Doch das Vögelein flog auf einen andern Baum, nicht beachtend den lockenden Ruf seiner Retterin, dann ließ es sich auf den Boden nieder und schien lustig zwitschernd und mit den Flügeln sich fächernd, Schön-Lieschen zum Nähertreten einzuladen. In dem Augenblicke vergaß diese alle gehörten Geschichten von den im Walde sich vorfindenden Geheimnissen, sie achtete nicht auf die erhaltenen Warnungen, sondern eilte auf das Vögelein zu, doch dieses erhob sich wieder, flog dann weiter und ihm nach das Mädchen, das gar zu gern mit dem niedlichen Thierchen gespielt hätte.

Plötzlich war der kleine Vogel, den Schön-Lieschen wohl eine Stunde lang verfolgt hatte, verschwunden, und wie sie sich ärgerlich darüber, umdrehte, um nach Hause zu eilen, bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß ringsumher nichts als Bäume seien, kein Weg, keine Spur davon war zu sehen, nicht einmal der blaue Himmel überall, denn die Bäume hatten oben in der Höhe die mächtigen Zweige in einander verschlungen und bildeten so eine grüne Halle, in deren Schatten das Mädchen nun wandelte. An lichterem Stellen fand sie eine Menge duftiger Erdbeeren, die sie sich schmecken ließ, zuletzt aber vom vielen Gehen ermüdet, setzte sie sich, um auszuruhen, unter einem Busche nieder. Die Bäume erhielten eine dunklere Färbung, die Schatten wurden länger und die Nacht brach ein. Vor Müdigkeit entschlief sie und da träumte ihr, Häschen und allerlei Vögelein kämen herbei, um sie anzuschauen und hüpfen, ohne sich vor ihr zu fürchten, in ihrer Nähe herum. Und

wirklich fand sie beim Erwachen, daß der Traum wahr geworden sei, denn vor ihr saßen mehrere Häschen, welche ihre großen Ohren spitzend mit klugen Augen sie betrachteten und von Zeit zu Zeit Männchen und Purzel-[100]bäume machten! Eine Menge Vögel in mancherlei hübschen Farbenkleidern prangend hüpfen lustig auf den Bäumen umher und bezeugten durch Zwitschern und Flattern ihre Freude über den noch nie gesehenen Gast da unten.

Ergötzt durch die Zutraulicheit der hübschen Thierchen machte sich Schön-Lieschen wieder auf den Weg, denn ihr war doch ein wenig bange geworden, wenn sie ihre jetzige Lage betrachtete und ihr die Angst der Eltern um sie einfiel. Sie meinte, sie müsse bald das Ende des Waldes erreichen, aber so weit sie auch ging, immer wollten die Bäume noch kein Ende nehmen und endlich kam sie gar an eine steile Felsenwand, über die sie natürlich nicht klettern konnte und ein anderer Ausweg schien sich nicht darzubieten. Rathlos schaute das arme Kind rings umher, da flog mit einem Male das schöne Vögelein herbei und hüpfte voraus, wie wenn es den Weg zeigen wollte; in einem großen Loche, das am Felsen zu erblicken war, verschwand es. Lieschen kroch hinein und sah sich jetzt in einem finstern Gang, den es, mit den kleinen Händen an der Wand hintappend, verfolgte, da fiel plötzlich mit einem Male ein heller Strahl in die Dunkelheit, der Gang nahm dort ein Ende und wie die Wanderin dort hinkam und sich umschaute, fand sie in ihrem Erstaunen gar kein Ende.

Denn sie stand hoch oben und zu ihren Füßen breitete sich ein Thal aus, das als ein herrlich angebauter Garten erschien, in dessen Mitte ein glänzendes Haus stand. Es schien da unten ein ewiger Frühling zu herrschen, denn die Luft war mild und erquickend, die Bäume hingen voller Blütenbüschel und doch waren eine Menge Früchte an denselben. Hier standen die herrlichsten Bäume regelmäßig neben einander, schattige Gänge bildend, dort sah man kleine Wäldchen; die schönsten Blumen zierten die einzelnen Beete und

eine Menge [101] Springbrunnen spritzten in mächtigen Bogen ihr Wasser in die Höhe, das im Sonnenstrahle wie blankes Silber glänzte. Daß dieses wunderschöne Thal von Jemand bewohnt sein müsse, sah Lieschen, deren Herz freudig klopfte, leicht ein, sie ging deshalb eilig den Weg hinab, der von der Höhe in das Thal führte.

Wie sie dasselbe betreten hatte, gewährte sie auf einer Wiese mehrere Kinder, welche mit einander spielten, sie blieb stehen und betrachtete, ehe sie näher trat, diese. Sie warfen einen Ball und sprangen dabei fröhlich umher, doch bemerkte Schön-Lieschen sogleich, daß jene sich ungemein leicht bewegten, ja manchmal den Boden kaum berührten und fast darüber zu schweben schienen. Auch hatten die fremden Kinder Kleider an, die ganz verschieden von denen waren, welche sie bis jetzt gesehen hatte, denn der Stoff glänzte und war doch durchsichtig wie Glas, zeigte sich bald grünlich wie Wasser, bald blau wie der Himmel. Alles dies schüchtern das Mädchen ein, sie hielt sich in gehöriger Entfernung und überlegte schon, wie es sich wieder heimlich davon machen wolle, denn es wurde ihr etwas unheimlich zu Muth, da rief eines der Kinder, das die Fremde bemerkt haben mußte: »Ein Erdenkind! Ein Erdenkind!«

Mit Einemmale war das an allen Gliedern zitternde Mädchen von den Kindern umringt; es hatte jedoch gar wohl bemerkt, daß jene alle herbeigeflogen waren und doch sah man keine Flügel an ihnen. Angstvoll fiel Schön-Lieschen auf die Kniee und die kleinen Hände faltend bat sie:

»Ach verzeiht mir, daß ich hier bin, ich habe mich verirrt! Thut mir nichts zu Leide, ich gehe wieder fort!« –

»Sei ohne Furcht!« – sagte eines der Kinder, ein Mädchen, das gleiches Alter mit der angstvoll Dastehenden [102] zu haben schien – »Wir sind ja auch Kinder, wie sollten wir dir Böses zufügen! Aber wer bist du denn?« –

Schön-Lieschen gewann jetzt einigen Muth und erzählte von dem Kampfe mit dem Adler und vom Vögelein, das sie in den Wald und dann hierher gelockt habe. Während der

Erzählung sahen die Kinder einander bedenklich an und als das fremde Mädchen mit allem fertig war und auch ihre Abentheuer erwähnt hatte, erkundigten sie sich noch einmal nach der Geschichte mit dem Adler, und wie sie nun alles genau wußten, klatschten sie lustig in die Hände. Dann begann das Mädchen, welches zuerst Schön-Lieschen angesprochen hatte, auch über sie selbst die nöthigen Aufschlüsse zu geben.

»Sieh!« – hob sie an – »wir sind Feenkinder, und müssen hier in diesem einsamen entlegenen Thale bleiben, bis wir, größer geworden, einem Amte gewachsen sind. Der Zauberer *Merlin*, unserm ganzen Geschlechte von jeher feindlich gesinnt, sucht alle Jahre, gewöhnlich um diese Zeit, uns irgend einen Schaden zuzufügen und umspäht dann beständig dieses Thal nebst seinem Gebiete, in das er trotz seiner Zauberkraft nicht dringen kann. Schon manches Feenkind, das sich unvorsichtig genug von ihm verlocken ließ, das gebannte Land zu verlassen, ist in seine Hände gefallen und nur mit vieler Mühe, mit manchem schweren Opfer konnten die Eltern die Geraubten befreien. Auch diesmal hat er es wieder versucht und ohne Zweifel die kleine *Lilis*, welche seit dem letzten Mondwechsel uns verlassen hat, rauben wollen!«

»Aber«, – wendete Schön-Lieschen ein und sah die Kinder etwas zweifelhaft an – »es war ein Vögelein, das der grimme Adler verfolgte!«

»Wir sind« – wurde sie belehrt – »aus einem feinern Stoffe gemacht, als ihr Menschenkinder; alle Jahre kann jedes Feenkind sich verwandeln, in was es will, muß aber einen gan-[103]zen Monat das bleiben, was es seinem Wunsche gemäß wurde. Unsere Eltern hingegen können zu jeder Zeit jede ihnen beliebige Verwandlung annehmen. Nun flog *Lilis*, die Tochter unserer Königin, als Vögelein von Neugierde geplagt über das Thal und den Wald hinaus und da wollte sie wohl der Zauberer *Merlin* als Adler rauben, aber du mit deinen Spielgenossen hast das Feenkind, das als

Vögelein ohnfehlbar in seine Gewalt gekommen wäre, gerettet.«

»Ach das ist Alles so wunderbar, so schön, daß ich glaube zu träumen«, – sagte Lieschen fast traurig – »aber da darf ich wohl nicht bleiben und muß gleich wieder fort, denn ihr seid anders als ich und viel klüger. So lebt denn wohl, aber gebt mir vorerst etwas zu essen, ehe ich gehe, denn ich bin hungrig!«

Kaum hatte Schön-Lieschen dies gesprochen, da flog aus einem nahen Baumgang ein wunderschönes Kind herbei, das, von allen Feenkindern mit freudigem Zurufe bewillkommt, jauchzend das Mädchen umarmte und küßte.

»Du liebes, liebes Herz« – rief es bewegt – »wie bin ich so glücklich dir danken zu können, denn nur deinem Muthe und deiner Herzhaftigkeit habe ich die Rettung aus der Gefahr zu verdanken, in die ich durch meine Unbesonnenheit gerathen bin. Ich will dich ewig lieben und nicht wahr, du bist mir auch gut und bleibst jetzt bei mir?« –

»Lilis« – sagte das ältere besonnene Feenkind – »du weißt ja, daß kein menschliches Wesen bei uns bleiben kann, weil es die Königin verboten hat, daher muß das Erdenkind sogleich fort und ich selbst will sie dahin führen, wo sie den Weg in ihre Heimath findet!«

Da weinte und jammerte die liebliche Lilis gar sehr und Schön-Lieschen fest umklammernd sagte sie, wenn ihre Retterin nicht dableiben dürfe, so gefiele es ihr im Thale nicht [104] mehr und sie wolle dann auch fort, denn draußen in der Welt sei es nicht minder schön und die Menschenkinder könnten ebenfalls, wie sie gesehen habe, recht hübsch spielen. – Wie nun Lilis fest auf ihrem ausgesprochenen Willen bestand, beredeten sich die Feenkinder untereinander und beschlossen, Schön-Lieschen solle einige Tage da bleiben, aber dann müsse sie nach Haus; die Feenkönigin käme bald, dann wollten sie ihr alles erzählen und wegen des Uebertretens des Verbotes um Verzeihung bitten.

[. . .]

[108] Der nächste Tag wurde mit demselben Geschäfte begonnen wie der gestern so angenehm verfllossene; eben waren alle Feenkinder wieder auf den Blumenbeeten, da durchzogen sanfte, aber bebende Töne die Luft. Alle Beschäftigten riefen jetzt entzückt aus: »*Unsere Königin kommt! Unsere beste Freundin naht!*« – und dem Platze vor dem Schloße zueilend vergaßen sie ganz ihren kleinen Gast, der langsam nachschlich und mit pochendem Herzen erwartete, was jetzt kommen werde.

Eine bange Sorge umschlich sie, denn das Gefühl entwickelte sich in ihr, daß sie nimmer so fröhlich im heimathlichen Dorfe werden könne, seit Lilis ihre Freundin war und sie die Herrlichkeiten des Thales kennen gelernt hatte.

Eine rosenrothe Wolke ließ sich nieder und aus ihr stieg eine wunderschöne, majestätische Frau, welche von den Feen-[109]kindern mit einem Freudenrufe bewillkommt wurde; sie verneigten sich tief und sangen dann ein Lied der Königin zu Ehren. Freundlich dankte die hohe Frau, auf deren Haupt eine blitzende Krone strahlte, und begann mit den Einzelnen sich zu unterhalten; doch zog mit Einemmal eine finstere Wolke über ihr liebliches Gesicht, sie schaute dorthin, wo Lieschen bange stand.

»Ihr habt« – begann die Feenkönigin – »mein Verbot übertreten und ein menschliches Wesen bei euch aufgenommen; du Lilis hast das arme Kind hierher gelockt. Schön-Lieschen war zwar deine Retterin, aber du hättest sie unter ihren Spielgenossen, in ihrer Heimath, wo sie glücklich lebte, lassen sollen. Wohl weiß ich, daß du eine unabweingliche Neigung zu dem Mädchen faßtest, seit sie dich durch ihr muthiges Verhalten aus den Händen des Zauberers Merlin befreit hat. Kinder müssen immer gehorchen, dürfen nie einen eigenen Willen haben. Du hättest mir Schön-Lieschens That erzählen können und dann hätten wir Feen sie auf andere Art zu belohnen gesucht, als du thatst! Ein längerer Aufenthalt bei euch, meine Lieben, kann dem guten Kinde nicht gestattet werden, sie muß sich sogleich entfernen!« –



Da schluchzte Lilis laut und sah mit Thränen im Auge bittend zur Feenkönigin auf.

»Der Aufenthalt« – fuhr die hohe Frau fort – »hat in ihr Herz ein sehnsüchtiges Verlangen nach einer ähnlichen Vereinigung mit höheren Geistern gelegt. Ihr Erdenleib wird diesem Sehnen unterliegen, doch ihre Seele, ihr unsterblicher Theil, kommt dahin, wo man kein Leid, keinen Schmerz fühlt. Das tröste dich, Lilis! Doch damit du deine liebgewonnene Freundin zuweilen besuchen kannst, so gib ihr diesen goldenen Ring, den sie aber nie von der Hand lassen darf. So oft sie ihn dreht, kannst du zu ihr gehen, doch darf dich kein [110] fremdes menschliches Wesen je sehen, auch wirst du dich hüten zu lange zu verweilen. Dies merke wohl, und nun Kinder nehmt Abschied von Schön-Lieschen, denn sie geht jetzt heim zu ihren Eltern!«

Ein Feenkind nach dem andern küßte das weinende Mädchen, der Lilis den goldenen Reif an den Finger steckte und ihr leise zuflüsterte: »Vergiß mich nicht, wenn du wieder bei den Deinigen bist, und drehe den Ring recht oft!« – Dann rief die Feenkönigin einen weißen Edelhirsch herbei, auf dessen Rücken Schön-Lieschen sich setzen mußte; noch einmal lächelten alle Feenkinder ihr zu, der Hirsch erhob sich und ehe sich das Mädchen recht fassen konnte, waren sie schon aus den Augen verschwunden. Das flüchtige Thier trug sie schnell durch das Thal und den Wald und setzte sie am Rande desselben ab, worauf es sogleich zurück eilte.

Wie sie nun da saß, die Wiese, auf der sie immer so froh mit ihren Altersgenossen gespielt hatte, sah und das nahe heimatliche Dorf, hätte sie fast alles, was sie in den letzten Tagen erlebte, für einen Traum gehalten, wenn nicht der Ring an ihrem Finger gewesen wäre. Schnell raffte sie sich auf, denn ihr fielen jetzt mit Einemmale ihre Eltern ein, und eilte flüchtigen Fußes der heimischen Hütte zu. Sie hatte diesen großen Jammer bereitet, denn wie die andern Kinder erzählten, Schön-Lieschen sei in den Feenwald gelaufen, hielten Eltern und Nachbarn sie für verloren. Desto größer

war die Freude, als das geliebte Mädchen unvermuthet eintrat. Von vielen Fragen bestürmt konnte sie nur nach und nach sich auf Alles besinnen; sie erzählte von ihrem Aufenthalte bei den Feenkindern, der guten Königin, dem schönen Hirsch, der sie wieder heimgebracht habe. Doch wie ihr Niemand, trotz aller Betheuerungen das alles glauben wollte, zeigte sie den Ring vor und wollte zur Bestätigung ihrer Aussagen das [111] Feenkind herbeirufen, aber so oft sie den goldenen Reif auch herumdrehte, diese erschien nicht, bis es Schön-Lieschen einfiel, daß Niemand als sie, Lilis sehen dürfe, und sie von dem vergeblichen Bemühen Abstand, die Ihrigen von der Wahrheit zu überzeugen. Die meisten Leute, und darunter waren auch Schön-Lieschens Eltern, glaubten, das Mädchen sei vor Angst im Feenwald krank geworden und werde in der Fieberhitze allerlei geträumt haben, was sie jetzt für Wahrheit halte, den Ring könnte es ja gefunden haben. –

Die Vermuthung, daß Schön-Lieschen krank gewesen sei, schien sich auch zu bestätigen. Das sonst so lebensfrohe Kind wurde nach einiger Zeit still, in sich gekehrt nahm es an keinem Spiele der Dorfjugend mehr Theil und wenn sie dies ja that, gezwungen durch die Bitten ihrer frühern Spielgefährten, so machte sie Fehler auf Fehler, wodurch ärgerliche Störungen entstanden. Ihr träumerisches Wesen fiel jedermann auf und wenn die Mutter sie bat, ihr die Ursache davon zu sagen, so erwiderte sie immer, seit sie bei den Feenkindern gewesen sei, fände sie alles nicht so schön, wie dort im Thale, und es gefiele ihr gar nicht mehr, besonders weil Lilis, ihre Freundin, nicht käme und ihr Versprechen halte. – Die gute Frau schüttelte zu solchen Aeußerungen wohl den Kopf und suchte ihrer geliebten Tochter alles im Thale dort Erlebte als Traum auszulegen, doch vergebens war dies Bemühen! –

Denn wiewohl Schön-Lieschen zum öftern schon den goldenen Ring herumgedreht hatte und Lilis nie gekommen war trotz dem Versprechen der Feenkönigin, so wußte sie doch

viel zu gut, daß sie wirklich bei den Feenkindern gewesen sei. Sie zog sich, um ungestört ihren Gedanken an alle im Thale genossenen Herrlichkeiten nachhängen zu können, von allem ferneren Umgange mit ihren früheren Gefährten zurück und diese beredeten sie zuletzt auch nicht mehr, an ihren Spielen Theil [112] zu nehmen, weil sie in der Regel alles verdarb, sondern ließen sie ungestört ihre einsamen Spaziergänge aufsuchen. Seit ihrer Rückkehr hatte Schön-Lieschen den Feenwald nicht mehr betreten und weil auf der Wiese am Rande desselben die Kinder nicht mehr spielen mochten, so war es dort immer einsam und deshalb besuchte sie den liebegewonnenen Platz sehr oft. So saß sie eines Tages unter einem Baume und wand sich einen Kranz von Feldblumen, die zwar auch recht hübsch, aber bei weitem nicht so schön waren, als die drüben im Thale bei den Feenkindern. Wie in Gedanken drehte sie den Ring, welchen sie beständig trug, mehreremale umher, da hörte sie leise ihren Namen rufen. Erschrocken sprang sie auf, blickte um sich und sah – ihr winkend am Rande des Feenwaldes ihre geliebte Lilis.

»Ach hab' ich dich wieder!« – rief Schön-Lieschen und eilte schnell hin, wo Lilis sie mit offenen Armen empfing. Sie hatten einander so viel zu erzählen, doch wie Schön-Lieschen wissen wollte, warum ihre Freundin nie gekommen sei, wenn sie auch den Ring noch so oft gedreht habe, sagte Lilis:

»Ohne Einwilligung der Königin darf ich nicht über den Wald hinaus, weil ich nur hier gegen allenfallsige Unbilde Schutz finde. Aber liebes Kind, du siehst so bleich aus, fehlt dir etwas oder kann ich dir in etwas helfen, sag' es mir und verheimliche mir nichts?« –

»Seit ich dich habe« – antwortete diese – »fehlt mir nichts mehr, aber der Gram, daß ich dich nicht mehr sehen würde, weil du mich vergessen hättest, nagte an meinem Herzen. Doch jetzt weiß ich das Gegentheil, du liebst mich ja noch und ich kann wieder froh und glücklich werden!« – Unter süßem Kosen und Geplauder schwand die Zeit

schnell, Lilis gab das Versprechen so oft zu kommen, als Schön-Lieschen den Ring drehe, und entfernte sich dann. Von nun [113] an fanden sich die liebenden Freundinnen täglich und immer brachte Lilis Grüße von den andern Feenkindern mit, welche ihr durch den lieblichen Boten manche süße Frucht, manche bunte Blume aus ihrem Thale schickten als Zeichen, daß sie dieselbe nicht vergessen hätten. Aber mit Wehmuth bemerkte Lilis, daß der weisen Königin Vorhersagung in Erfüllung gehe. Schön-Lieschens Wangen erblaßten immer mehr und das Mädchen wurde von Tag zu Tag schwächer und matter; sie gestand ihrer Freundin, daß die Sehnsucht, mit den Feenkindern für immer vereinigt zu werden, sie verzehre. Lilis tröstete sie so gut dies anging, und sagte, daß so gerne die Feenkönigin sie auch aufnehmen würde, dies doch unmöglich sei, weil es nicht in ihrer Macht liege.

Mit großem Erschrecken sahen auch Schön-Lieschens Eltern, daß ihres geliebten Kindes Kräfte immer mehr abnahmen; sie verboten ihr die ferneren Spaziergänge zum Walde, den sie zuletzt nur mit Anstrengung hatte erreichen können und Lieschen war damit zufrieden, denn Lilis theilte ihr mit, daß sie die Freundin mit Erlaubniß der Königin auch in der Hütte ihrer Eltern besuchen werde, nur dürfe dann, wenn sie gerufen werde, Niemand sie stören. – Das arme Mädchen war jetzt so schwach, daß sie das Lager nicht mehr verlassen konnte, doch zeigte sie sich stets heiter, denn täglich kam Lilis, die ihr so viel Angenehmes erzählte, und die Kranke schien dann immer wieder aufzuleben. Gegen die Dorfkinder, welche sie jetzt häufig besuchten, war sie freundlich, und wenn diese weinten, weil das liebe Mädchen aus dem Leben scheiden müsse, so erzählte sie ihnen vom Himmel, wo es nach der Aussage ihrer Freundin Lilis noch viel schöner als im Feenthal sei, und dieser Freuden werde sie ja bald theilhaftig sein, daher solle man sie beneiden und nicht bedauern, denn auf der Erde gefiele es ihr so nicht mehr, seit sie bei den Feenkindern ge-[114]wesen sei. – So

gingen ihre früheren Spielgenossen getröstet von der Kranken weg und auch die betrübten Eltern klagten nicht mehr, sondern des geliebten Kindes Willen erfüllend ließen sie es oft allein.

Da kamen eines Tages alle Feenkinder zu Schön-Lieschen; mit freundlichem Lächeln bewillkommte sie das bleich daliegende Mädchen, dessen letzte Stunde gekommen war; jedes derselben reichte der Sterbenden die Hand und küßte sie, während die übrigen das Lager mit süß duftenden Blumen schmückten. Dann sangen alle eine leise, klagende Weise und unter den sanften Tönen derselben schlossen sich Schön-Lieschens lebensmüde Augen. Lilis fing den letzten Seufzer ihrer Freundin mit einem Kuße auf! – Während die Feenkinder betrübt ihrem Thale zueilten, schwebte Schön-Lieschens Seele zum Himmel empor in Engelsingestalt, den Körper aber legten die trauernden Eltern in ein Grab und alle Dorfkinder halfen dabei. Am nächsten Tage standen auf dem darüber aufgeworfenen Hügel eine Menge wunderschöne Lilienstengel, mit weißen offenen Kelchblüthen, sie wuchsen ohne alle Pflege und Jedermann hatte an den schönen Blumen seine Freude, denn sie bezeichneten die Stätte, wo Schön-Lieschen, die Freundin der Feenkinder, begraben worden war.

HUGO BÜRKNER / ROBERT REINICK (Hrsg.)

*Deutscher Jugendkalender.*

Leipzig 1847-53

[ROBERT REINICK]

[1850, 33] *Prinz Goldfisch und das Fischermädchen.*

Ein Märchen.

1.

Es war einmal ein junger Königssohn, der war schön von Gestalt, und von Herzen gut. Jedermann freute sich, wenn er ihn nur sah, ja, es hatte sogar eine stolze Wasserfee, die in dem nahen Walde ihr Wesen trieb, ihn sehr lieb gewonnen, und wünschte nichts sehnlicher, als daß er sie zur Frau nähme. Oft wenn der junge Königssohn durch den Forst auf die Jagd ritt, trat sie ihm in den Weg und redete ihn freundlich an. Er aber konnte ein für allemal die Feen nicht leiden; daher drehte er denn auch dieser jedesmal den Rücken, sobald er sie nur von fern erblickte.

Weil die Fee nun im Guten die Zuneigung des Prinzen nicht gewinnen konnte, so versuchte sie mit ihren Wunderkünsten ihn dazu zu zwingen. Als er einmal auf der Jagd sich verirrt hatte, lockte sie ihn in ihr Zauberthal, und wie er dort in einem einsamen See badete und beim Baden unter das Wasser tauchte, verwandelte sie ihn in einen Goldfisch und zog ihn hinab in ihr Reich. Sie schwur, ihm nicht eher die menschliche Gestalt wieder zu geben, als bis er verspräche, daß er [34] sich mit ihr vermählen wolle. – Uebrigens hatte sie ihm den Aufenthalt da unten so angenehm wie möglich gemacht. Er fand unter dem Wasser Alles wie er es nur zu Hause gehabt hatte, Schloß und Garten und Hofgesinde; auch waren die Goldschuppen mit denen er bekleidet war, so köstlicher Art, wie kein ander Metall noch Edelstein auf

Erden, denn die Fee hatte darin ihre werthvollsten Zauber-  
mittel verwendet.

Doch was half das dem verwandelten Prinzen? Er war jetzt  
doch immer nur ein Fisch und ehe er die Zauberin zur Frau  
genommen hätte, wär' er lieber gestorben.

Nun kam es bisweilen vor, daß die Fee in fernen Ländern  
wichtige Angelegenheiten zu besorgen hatte und dann auf  
einige Monate ihr Reich verlassen mußte.

In solcher Zeit war es, wo einmal an einem hellen Maientage  
Prinz Goldfisch an die Oberfläche des Sees heraufkam, um  
sich in der schönen Frühlingssonne seinen Kummer ein  
wenig zu verschwimmen. Wie er so still und traurig durch's  
Wasser zog, sah er im Schilf am Ufer einen grauen Kranich  
stehen, der ihn mit scharfen Blicken beobachtete.

»Sollte der mich fressen wollen?« dachte der Fisch, und  
wollte zuerst schnell untertauchen, um ihm zu entfliehen.  
Dann sprach er: »Nein! der kommt mir grade recht, denn  
ich bin meines Lebens überdrüssig!« So schwamm er denn  
schnell zu dem Kranich hin und sprach zu ihm: »Du! Friß  
mich!« – Der aber machte ein ganz freundliches Gesicht und  
sprach: »Prinz Goldfisch, nur Muth! nur Muth! ich bin dein  
Freund und nicht dein Feind. Noch gibt es ein Mittel, das  
dich von deiner Fischgestalt erlösen kann, aber es ist  
schmerzhaft!« – »Nenn' es mir!«, rief der Fisch in Hast, denn  
beim näheren Anblick des Kranichs faßte er Vertrauen zu  
ihm. Der Kranich aber erwiderte: »Merk auf!«

»Es wird Eine kommen,  
Die wird dir gefallen,  
Du wirst ihr gut sein.  
Sie wird dich steinigen,  
Als Fisch wirst du sterben,  
Als Prinz wirst du leben.  
Doch die Goldhaut, die Goldhaut die nimm mit dir.  
Gar mächtige Zauberkraft steckt in ihr.  
Wann die Fee sie bekommt, du wirst es beklagen.  
Ade nun! Ade! Mehr darf ich nicht sagen!« –

[35]

Nach diesen Worten erhob sich der Kranich und ver-  
schwand in den Lüften. – Prinz Goldfisch merkte nun wohl,  
daß ein guter Geist in dem Vogel stecke, neue Lebenslust  
erfüllte ihn. Die dunklen Worte des Kranichs gaben ihm  
vielen Stoff zum Nachdenken und mit Sehnsucht sah er dem  
Tage entgegen, der ihm Befreiung bringen sollte.

## 2.

In demselben Lande, wo dieses geschah, stand am Meeres-  
strande, da, wo ein Bach aus dem Wald sich in die See ergoß,  
eine einsame Hütte. In der Hütte wohnte ein armer alter  
Fischer mit seiner Tochter und die hieß Elsbeth.

Sonst pflegte der Mann alle liebe Nacht, wann Fischenszeit  
war, auf den Fang in See zu fahren, aber auch am Tage ging  
er wohl bisweilen mit der Angel in den Wald und holte sich  
dort aus dem Bach die schönsten Forellen und Schmerlen.  
Mit den gefangenen Fischen pflegte er dann von Zeit zu Zeit  
auf den Markt nach der Hauptstadt zu gehen, wo er einiges  
Geld dafür löste. Das war zwar sehr wenig, doch lebte er  
davon mit seinem lieben Kinde zufrieden und von Herzen  
froh. – Jetzt war aber der arme Mann seit einiger Zeit  
erblindet und vermochte nichts zu verdienen; da entschloß  
sich Elsbeth, die nun schon sechzehn Jahr alt war, des Vaters  
Geschäft zu betreiben, so viel es einem Mädchen von ihrem  
Alter möglich ist. Sie war kräftig und flink, obschon äußer-  
lich fein und zart, von schlanker Gestalt und lieblichem  
Antlitz.

Eines Tages ging sie auch wieder mit Angel und Netz in den  
Wald, um im Bache zu fischen. Wohl zwei Stunden brachte  
sie dort an den gewohnten Stellen zu; kein Fisch wollte sich  
zeigen. – »Geht's nicht hier, so geht's wo anders«, dachte sie  
und zog tiefer in den Wald hinein. Aber auch da wollte  
nichts kommen. So zog sie weiter und weiter, bis sie zu einer  
Stelle kam, wo das Wasser zwischen runden seltsamen Wän-  
den einen tiefen dunklen Weiher bildete. Ringsum standen

schöne Blumen und farbige Büsche und das Alles gab einen anmuthigen Widerschein in dem dunklen Spiegel des Wassers.

Es war Mittag, Alles still in weiter Runde. Kein Lüftchen ging, kein Blättchen bewegte sich und alle Vögel in den Bäumen schienen zu schlafen. Nur einige blaue Libellen flatterten über dem Wasser hin und her, und sogen hier und dort an den gelben Wasserlilien und den weißen Seetulpen.

Nicht weit vom Ufer ragte ein weißer, plattgewaschener Stein aus der Fluth heraus, grad' als wär' er zu einem bequemen Sitz eingerichtet. Mit leichten Sprüngen hüpfte Elsbeth über die Kiesel zu dem Stein hin, setzte sich darauf, warf ihre Angel aus und sang mit klarer Stimme ihr Lock-Liedchen:

- [36]      »Fischchen, komm schnell!  
 Sonne scheint hell,  
 Mückchen im Sonnenschein  
 Wartet hier oben dein.  
 Mückchen ist zart und frisch,  
 Hol' dir's, du schöner Fisch!«

Kaum war die Schnur im Wasser, so biß auch schon etwas an und wie sie's herauszog, war es ein Goldfisch. Als Elsbeth ihn von der Angel losmachen wollte, sah sie, daß er sich nicht am Haken sondern in die Schnur eingebissen hatte, auch ließ er sich ohne Sträuben von ihr in die Hand nehmen. Er schaute sie mit seinen klaren, klugen Augen lange an.

»Was siehst du mich denn so an, du hübscher Fisch?« sprach Elsbeth und freute sich über den Glanz seiner Schuppen. »Ich bin dir gut«, antwortete ihr der Goldfisch; »und will dich glücklich machen!« – Elsbeth erschrak und warf ihn in's Wasser zurück; das Thier aber rief wieder von unten: »Und wenn du mir nicht glaubst, so hebe das große Blatt der Seetulpe auf, das rechts von deinem Stein sich über das

Wasser legt. Dort schau hinunter.« – Bei diesen Worten schoß der Fisch in die Tiefe. Elsbeth wunderte sich allerdings ein wenig über dies seltsame Abenteuer, bald aber gefiel ihr die Sache und sie that wie jener es ihr geheißen. Als sie das gewaltige Blatt aufhob, sah sie wie durch einen Kristall tief auf den Grund des See's. Ein klares Licht ergoß sich durch das Wasser; da schaute sie Wunder über Wunder. In einem blühenden Garten stand ein Königsschloß und vor dem Schlosse zwei Thronessel von weißem Sammt, auf dem einen lag der Goldfisch, der andre stand leer; auch sah sie Ritter und Fräulein durch die Hekken da unten ziehen und vor dem Goldfisch sich neigen. Von dem Stein auf dem Elsbeth saß, führte eine kristallene Treppe hinunter zu dem Schloß und auf jedem Absatz der Treppe standen Pagen, die sahen nach ihr herauf als warteten sie ihres Winkes. Das sah Alles so schön aus, daß Elsbeth sich gar nicht satt dran sehen konnte. – Nach einiger Zeit bemerkte sie, wie der Goldfisch sich von seinem Thronessel erhob und an die Oberfläche des Wassers heraufgeschwommen kam. Wieder sah er sie so freundlich an, und rief: »Elsbeth! Verlaß deinen Vater und deine arme schlechte Hütte und komm zu mir herunter. Da sollst du auf dem Thronessel, den du gesehen, neben mir sitzen und eine Prinzessin sein und ich will dir Freuden schaffen, so viel das Jahr Tage zählt.« –

»Ei, du nichtsnutziges Thier!« rief Elsbeth im höchsten Zorn. »Meinen Vater sollt' ich verlassen? Da! nimm die Antwort auf deine dummen Reden!« und dabei ergriff sie den nächsten Kieselstein und warf ihn dem Fisch an den Kopf.

Der Fisch und der Stein plumpten in's Wasser, aber in demselben Augenblick erhob sich ein Wirbelwind und die Wellen des See's spritzten mit weißem Schaum hoch in die Luft. Tief aus dem See herauf erscholl ein durchdringender Ton, erst wehmüthig und klagend, als sollt' er einem das Herz mitten entzwei schneiden, dann aber klang es wieder



wie lustige Flöten und Schalmeyen, bis endlich auch diese Töne schwiegen. Die Wellen besänftigten sich und das Wasser ward so still und dunkelgrün als zuvor.

Nun sah Elsbeth auch den Goldfisch wieder aus dem Wasser tauchen, er schwamm aber nicht wie vorhin, sondern lag auf der Seite und als sie näher hinschaute, war es nur die Haut des Thieres, weder Fleisch noch Gräten darin.

Schnell griff sie mit der Hand danach und hatte eben die Fischhaut über dem Wasser hervorgezogen, als das große Blatt der Seetulpe neben ihr sich erhob und ein weißer Menschenarm darunter herauffuhr, der ebenfalls nach der Schuppenhaut greifen wollte. Aber schon hatte das [37] Mädchen diese in ihrer Schürze verborgen und die weiße Hand zog sich wieder unter das Wasser zurück.

Elsbeth sprang nun schnell von ihrem Steine weg an's Ufer, und machte daß sie so rasch wie möglich aus dem Walde kam. Es war ihr doch an dem See recht unheimlich zu Muth geworden. Erst als sie den Wald hinter sich hatte, nahm sie die Schuppenhaut aus ihrer Schürze hervor. Ei, was war die schön! wie funkelte sie im Lichte! der Glanz schien wie lauter Abendgold und Abendröthe, es war wundervoll zu sehen; und doch ward Elsbeth auch wieder recht von Herzen traurig, wenn sie dran dachte, daß sie aus bloßer Ueber-eilung den armen Fisch todtgeworfen hatte. Der hatte es vielleicht mit seinen dummen Reden gar nicht so böse gemeint. Das Mitleid trieb ihr sogar die Thränen in die Augen.

Als sie nach Hause kam, wollte sie erst dem Vater Alles erzählen, was ihr begegnet war; jedesmal aber wenn sie davon anfangen wollte, war's ihr wieder, als wenn ihr eine Stimme zurief: »Elsbeth! thu' es nicht!« – So verschloß sie denn die Schuppenhaut heimlich in ihrer Kiste, sie hoffte dieselbe ihrer seltenen Schönheit wegen in der Hauptstadt für ein Paar Groschen zu verkaufen und dem Vater eine unverhoffte Freude zu machen.

## 3.

Wenige Tage, nachdem sich dies zugetragen hatte, war in den Städten und Dörfern des Landes großer Jubel. Herolde und Boten ritten auf allen Straßen umher und verkündeten dem Volk: der junge Königsohn, der vor längerer Zeit auf der Jagd, man wußte nicht wohin, verschwunden war, sei in der Hauptstadt wieder angekommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß er sich nun auch vermählen wolle, und zwar in der Art, wie das Gesetz des Landes es vorschrieb.

Nach einem alten Brauche mußten dann nämlich die schönsten und reichsten Mädchen des Königreiches nach der Hauptstadt kommen, ein Schiedsgericht mußte bestimmen, welche von diesen die Allerschönste und zugleich die Allerreichste sei und mit dieser feierte dann der Prinz nach drei Tagen seine Hochzeit. Das gab nun überall wo die Boten hinkamen einen großen Lärm. Jedes Mädchen, die nur irgend ein niedlich Näschen oder ein Paar pfliffige Augen im Kopf hatte, und dabei hoffärtig und eitel war, hielt sich für die Allerschönste. Aber selbst die Häßlichen dachten bei sich: kein Mensch sei ja vollkommen und außer einigen kleinen Schönheitsmängeln seien sie doch viel schöner als andre, die zwar regelmäßige aber sehr langweilige Gesichter hätten. Und dachten das nicht die Töchter, so dachten es doch manche ihrer Mütter. Was aber den Reichthum betraf, so verkauften die Herren Väter so schnell es nur ging ihre Häuser und Gärten und Wald und Feld, um nur reiche Kleider und Karossen und Dienerschaft für ihre Töchter anzuschaffen. Denn natürlich mußte jede in dem Schmuck, den sie bei diesem Feste trug, ihren Reichthum beurkunden.

Der letzte Tag des Monates war als der Termin bestimmt worden, wo in der Hauptstadt die große Festlichkeit statt finden sollte. –

Von allen diesen Neuigkeiten war nun in der stillen Fischer-

hütte am Meer nicht das Geringste bekannt geworden. Wie sollte auch zu der einsamen Gegend die Kunde davon hindringen! Zudem hatte Elsbeth in den letzten vierzehn Tagen nur so viel Fische gefangen, wie sie und der Vater zu ihrem Unterhalt bedurften, und daher nichts nach der Stadt gebracht. Das war aber sehr traurig, denn ihr bischen Geld war fast zur Neige. Da fiel dem Mädchen die kostbare Goldfischhaut ein, die sie in ihrer Kiste hatte, und das machte ihr wieder neue Hoffnung.

Es war grade der Abend vor dem letzten des Monats, als sie ihren Vater bat, er solle sie [38] auf ein Paar Tage nach der Stadt gehen lassen, um einige Einkäufe zu machen, denn daß es mit dem Gelde so schlecht stand, wollte sie dem armen Mann noch nicht sagen, um ihm nicht jetzt schon Kummer zu machen. Gern gab der Vater ihrer Bitte nach. Wie freute sich Elsbeth, wenn sie daran dachte, wie viel Freude sie ihm mit dem Gelde machen könnte, was sie für die Schuppenhaut bekommen würde!

Früh am andern Morgen nahm sie ihr Körbchen, legte heimlich die Wunderhaut hinein, deckte ihr Tüchelchen drüber und begab sich auf den Weg zur Stadt.

Lange war sie nur einsame Wege durch Sand und Dünen und Haide gegangen, als sie aber auf die große Landstraße kam, war es mit der Stille und Einsamkeit vorüber. Glänzende Staatswagen mit Vorreitern und Bedienten hinten und vorn rasselten an ihr vorüber und in den Wagen saßen geputzte Jungfrauen, mit Sammt und Seide und Federn und Schmuck bedeckt, die reckten die Hälse in die Luft wie die Pfauen, wenn sie ein Rad schlagen. Wo sie hinfuhren und was sie für Gedanken im Sinn hatten, läßt sich leicht errathen.

Der prächtigste Wagen aber kam ganz zuletzt. Acht Schimmel, so weiß wie Wellenschäum zogen ihn in vollem Galopp, sie hatten meergrünes Geschirr und Schilfbüschel auf den Köpfen. Die Dame, die in der Kutsche saß, war ebenfalls weiß und meergrün gekleidet, und sah zwar nicht schön aber sehr stolz und wunderlich aus. Die Kutsche war

von durchsichtigem Kristall und mit Seetulpen und Schilfblättern bekränzt.

Elsbeth war ganz in Staunen versunken, wie sie den blitzen den Wagen schon von weitem daherrrollen sah. Sie merkte darüber gar nicht, daß ihr das Körbchen vom Arm rutschte und sein Inhalt auf den Weg fiel. Indem war auch der Wagen schon da, und zugleich fiel ein Sonnenstrahl auf die Schuppenhaut, daß sie hell aufblitzte. – Wie durch einen Zauberschlag standen die Rosse still; da rief die stolze Jungfrau aus dem Wagen mit laut klingender Stimme:

»Mein Eigenthum am Boden dort!  
Mein Zauberkleinod, die Schuppenhaut!  
Auf! Silberschwan, und bring sie mir!«

Und ein silberner Schwan, welcher auf der Decke der Kutsche dagesessen hatte, als wär' er nur von todtm Metall, hob seine Flügel, schoß vom Wagen herunter, ergriff die Fischhaut mit seinem Schnabel und ließ sie seiner Gebieterin durch die Öffnung des Wagens auf den Schooß sinken. Dann schwang er sich wieder auf die Kutschendecke, wurde starr und steif wie vorhin und im Nu rollte der Wagen davon.

## 4.

Elsbeth wußte nicht wie ihr geschah. Staunen, Schreck und Trauer über den verlorenen Schatz, auf dessen Verkauf sie all' ihre Hoffnung gesetzt, alles das bewegte sie so, daß sie gar nicht wußte, [39] was sie nun thun sollte. Sie setzte sich auf das Geländer der Brücke, legte den Kopf in die Hand, sann und sann und schlief endlich vor Müdigkeit ein.

Als sie erwachte war es schon spät am Abend und die Sonne am Untergehen. Sie rieb sich die Augen, da sah sie, wie neben ihr auf demselben Geländer ein klein winzig Männlein saß, grau und runzlich aber freundlich und manierlich. Das Männlein ließ sich bald mit ihr in ein Gespräch ein, erzählte ihr allerlei von dem Feste in der Hauptstadt, und fragte sie

zuletzt, ob sie denn nicht auch sich dem Prinzen wolle vorstellen lassen. Das kam dem armen Fischerkinde doch gar zu komisch vor, sie lachte laut auf und sprach im Scherz: »Warum denn nicht? Hab' ich doch ein Gesicht so braun wie die Seeflunder und bin ich doch so reich, wie die Kirchenmaus; da kannst du mich immer schon hinführen!« – Das Männlein lächelte und strich sich mit schlaudem Blick seinen langen, weißen Bart; dann erzählte es, es wäre ein studirter Doctor und könne Blinde sehend machen. Elsbeth dachte an ihren armen Vater und fragte hochofren, was es kosten solle, wenn das Männlein ihm sein Augenlicht wieder gäbe? – »Hm!« sprach jener und schüttelte den Kopf, »du sagst, du bist arm wie eine Kirchenmaus. Aber die Kirchenmaus hat kein so schwarzes Haar und keine so weißen Zähne wie du, das kann ich beides gebrauchen. Giebst du mir deine drei vordern Zähne und läßt dir von mir die Haare vom Kopfe scheeren, so mache ich deinen Vater gesund.« – Das Mädchen ging voller Freuden den Handel ein. »Nun aber noch eins«, sprach das Männlein; »Wir müssen jetzt nach der Stadt, *ich* um meine Salben und Kräuter zu holen, *du* um dir das Haar abschneiden und die Zähne ausbrechen zu lassen; denn nur dort kann das geschehen!« Und Elsbeth war auch *dazu* bereit, hatte sie ja doch die Hoffnung, daß ihr blinder Vater sehend würde.

Nun führte der Doctor sie auf einem Fußweg in den Wald, denn dort, sagte er, liege im Flusse sein Schiffelein und das könne sie schon in einer Stunde nach der Stadt bringen, während sie auf der Landstraße viel länger Zeit zu gehen hätten. –

Erst war der Fußsteig bequem, dann aber zog er sich durch unwegsames Dickicht unter alten Bäumen hin, durch deren dunkle Wipfel fast kein Abendschimmer dringen konnte. Weiße Spinnenweben zogen sich darin überall von Busch zu Busch, und legten sich dem Mädchen, indem sie durchschlüpfen wollte, um Hand und Gesicht, um ihr rothes

Mieder und um ihr blaues Röckchen. Elsbeth wollte sich das garstige Gespinst abstreifen, aber das Männlein sprach:

»Laß sein, laß sein!  
Keine Seide so fein,  
Kein Schleier so schön,  
Wirst sehn! Wirst sehn!«

Da ließ sich das Mädchen denn ruhig von den Geweben umspinnen. – Darauf fiel ein kühler Abendthau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume, die hingen sich ihr an den Nacken und an den Hals und in die Kleider. Elsbeth wollte sie sich abschütteln, aber das Männlein rief:

[40] »Laß sein, laß sein!  
Kein Perlenschein,  
Kein Edelstein,  
Erglänzt so fein!«

Und das Mädchen ließ die Tropfen ruhig hängen. – Darauf kamen sie an ein kleines Wässerlein, das spülte dem Mädchen über die nackten Füße. Sie wollte das Wasser abschütteln, aber das Männlein rief:

»Laß in Ruh, laß in Ruh  
Die silbernen Schuh!«

Und wirklich glänzte das Wasser an ihren Füßchen, als hätte sie Schuhe und Strümpfchen aus Silbertaffet an. Endlich gelangten sie zum Fluß, auf dem eine Gondel lag. Am Ufer war das Wasser glatt und still, und zwischen kleinen Wasserblümchen flimmerten darin so hell die Sterne; es sah aus, als wären sie nicht der Widerschein des Himmels, sondern als wiegten und schaukelten sie sich wirklich in der Fluth.

Von dem weiten Wege und dem lauen Sommerabende glühten der Elsbeth recht ihre Backen. Sie klagte es dem Männlein, das rieth ihr, den Kopf dreimal in's Wasser zu tauchen, das würde ihr Labung bringen. Und wie sie es that und den Kopf zum drittenmale herauszog, war es ihr, als wären die kleinen Wasserblümchen ihr im Haare hängen geblieben und

als leuchte ihr ein heller Schein um den Kopf herum. Wieder fuhr sie mit der Hand dahin, um das, was da war, abzustreifen, aber das Männlein rief:

»Halt ein! halt ein!

Schau nur hinein

In's Wasser drein.

Jetzt bist du fein!«

Und wie Elsbeth in den Wasserspiegel hinunterschaute, sah sie sich selber, aber geziert mit einem Schmucke, wie kein Gold ihn erkaufen kann. Die feinsten weißen Schleier, bestreut mit strahlenden Perlen und Edelsteinen, umwandten ihren schlanken Leib, ein Kranz von funkelnden Sternen, die zwischen zarten Wasser-Ranunkelchen ihre Strahlen hervorbrechen ließen, umgab ihr schönes, dunkles Haar; und um den Schmuck zu vollenden, kamen noch ein Paar Leuchtkäferchen angeflogen, setzten sich ihr an die beiden Ohrläppchen und blieben daran hängen, als wären es kostbare Ohrbuckeln.

[41] Mit stillem Lächeln betrachtete Elsbeth ihr Spiegelbild im Wasser. »Ei, was seh ich hübsch aus!« rief sie in kindlicher Freude, »hätt' ich doch nie gedacht, daß ich so aussehen könnte!« – Doch das Männlein trieb zur Eile. Nicht leicht ward es dem Mädchen, sich von dem Bilde im Wasser zu trennen, dennoch folgte sie seinem Ruf und bestieg mit ihm die Gondel.

Diese trieb den Fluß entlang und als sie beide nun so still dahinfuhren und Elsbeth immer und immer wieder in der Fluth neben sich ihr Spiegelbild flimmern sah, und als ihr dabei der Gedanke kam, daß alle der Schmuck, der sie zierte, doch nur für den Augenblick sei und daß sie oben drein ihr schwarzes Haar und ihre blanken Zähne hergeben sollte, da fing es denn doch an, ihr schwer auf's Herz zu drücken, denn auch Schönheit ist ein Gut, das wohl Keiner, der es hat, gern verlieren mag.

Das Männlein sah, wie dem Mädchen ganz leise ein Thränen über die Wange rollte. »Elsbeth«, sprach er, »noch ist es

Zeit. Wenn du willst, kehren wir um, und ich bring' dich wieder zu deiner Hütte; dann behältst du dein Haar und deine Zähne und alle den Schmuck, den du jetzt an dir hast. – Aber dein Vater bleibt dann freilich blind!« »Nein, nein«, rief Elsbeth, »nimm mir Alles, nimm mir mein Leben, nur mache meinen Vater gesund!« – Schon hob sie wieder die Hand, um den seltenen Putz von sich abzustreifen, aber der Kleine ließ es nicht zu, und nur mit Mühe gelang es ihm, sie zu beruhigen.

Indeß waren sie auf dem Fluß bis in die Hauptstadt und in die königlichen Gärten hineingekommen, wo eben mit großer Festlichkeit die Hochzeit-Wahl einer Prinzessin gefeiert wurde. Hoch über ihren Köpfen sah Elsbeth den Widerschein der Fackeln und Feuerbecken, sie hörte Klänge einer rauschenden Musik und das Gesumme einer großen Volksmenge, aber die hohen Mauern, zwischen denen der Fluß sie hinführte, ließen sie nichts von dem Feste selbst wahrnehmen.

Endlich landeten sie an einem Hügel. Sie traten aus der Gondel und bestiegen den Gipfel des Hügels, der von einer dichten Lorbeer-Hecke umgeben war. Dort oben bog das Männlein einen Lorbeerzweig zurück und sprach zu dem Mädchen: »Hier schau hinunter!« – Da sah Elsbeth dicht vor ihren Füßen ein Schauspiel der Pracht und Herrlichkeit, wie sie es nie zuvor geträumt hatte.

## 5.

Nun hört, was Elsbeth da alles erblickte.

Im Hintergrunde ragte mit seinen Thürmen und Zinnen und mit seinen hellerleuchteten Fenstern das königliche Schloß hoch in die Mondnacht hinein. Vor dem Schlosse war eine lange, breite Terrasse, darauf standen unter einem Thronhimmel zwei Lehnstühle von weißem Sammet, gerade wie es Elsbeth im See des Zauberwaldes gesehen hatte. Einer dieser Stühle war leer, aber auf dem andern saß der schöne junge

Königssohn, und hinter ihm der König, sein Vater und der ganze königliche Hofstaat. Diesen gegenüber stand eine Reihe von wohl hundert rothseidenen Sesseln, darauf saßen die Jungfrauen, die zur Wahl sich herbegeben hatten, mit allem Reichthum der Erde behangen und umwickelt und beflittert. Dann war auf der einen Seite ein himmelblaues Gerüst, auf dem die ersten Maler und Bankiers des Landes versammelt waren, damit sie als Richter der Schönheit und des Reichthums ihr Amt verwalteten. Ihnen aber gegenüber auf einem orangefarbenen Gerüste bliesen die Posaunenbläser, paulten die Trommler und strichen die Geiger ihre Instrumente, daß es eine Lust anzusehen und anzuhören war.

Rechts und links von dieser Terrasse spritzten herrliche Springbrunnen rothen und weißen Wein hoch in die Luft, und um die Brunnen herum standen gedeckte Tafeln, die waren mit den köstlichsten [42] Speisen besetzt. In großem Halbkreise auf der Wiese, die das Schloß umgab, lagerte das Volk unter Gehängen von farbigen Laternen, die an den Lorbeerbäumen befestigt waren.

Den ganzen Nachmittag hatten nun schon die Richter berathen, welche von den angekommenen Jungfrauen werth sei, die Frau des jungen Prinzen zu werden, und da hatte es wie gewöhnlich viel Streit gegeben. Die Maler verstanden nicht den Reichthum zu beurtheilen, die Bankiers hatten mitunter ganz verkehrte Ansichten von der Schönheit. – Jetzt aber war die Stunde gekommen, wo sie die letzte Entscheidung aussprechen sollten. Noch einmal setzten sie daher ihre Brillen auf die Nasen und legten ihre Perspektive an die Augen, um noch die letzte Prüfung auch bei Lampenbeleuchtung anzustellen; denn der Schicklichkeit wegen durften sie die Jungfrauen nicht zu nahe betrachten. Da blies plötzlich von der Zinne der Burg der Thürmer; dies war ein Zeichen, daß so eben noch eine Jungfrau als Mitbewerberin ankomme. Bald rollte auch eine Kutsche daher, die war ganz von Kristall und mit acht weißen Schimmeln bespannt. Und siehe da, die stolze Donna, die aus der Kutsche stieg, war

dieselbe, die der Elsbeth auf der Landstraße ihre Goldhaut geraubt hatte. Mit kecken Schritten und einer Miene, der man ansah, sie wäre ihres Sieges gewiß, ging sie auf den Platz, welcher in der Reihe der Jungfrauen noch, wie es schien, für sie offen gelassen war. Sie hatte denselben Anzug an wie heute Mittag, meergrün und weiß, und doch erschien sie jetzt viel schöner; denn ein Kranz von goldnen Schuppen, die wie Abendgold und Abendröthe glänzten, warf über ihr Antlitz einen wunderbaren Schönheitszauber, so daß der Putz aller übrigen dagegen matt und wässerig erschien.

Aller Blicke richteten sich auf die stolze Erscheinung und kaum hatten die Richter sie wahrgenommen, als sie die Köpfe zusammensteckten und ihre Mienen plötzlich die größte Uebereinstimmung verriethen.

Nun stieg eine rothe Rakete in die Luft, das Zeichen, daß diejenige als künftige Königin begrüßt werden sollte, die man dazu für würdig befunden. Eine Deputation der Richter erhob sich, Trabanten und Herolde schlossen sich an und ihnen folgte ein Page, der eine kleine goldene Krone auf einem Kissen vor sich hertrug. Der Zug bewegte sich gradewegs zu derjenigen hin, die zuletzt angekommen. Triumphierend erhob sich die übermüthige Jungfrau von ihrem Sitze, ihre Blicke schienen Alles um sich her, wie der Hagel die Wiesenblumen, niederzuschmettern, und schon begann der Präsident des Gerichtes der Schönheit und des Reichthums eine zierliche Anrede in Versen, worin er die hohen Eigenschaften der Erwählten pries.

Der Page kniete nieder und hielt die Krone empor, gierig streckte die Jungfrau die Hände darnach aus – Da erbrauste auf einmal ein ungeheurer Wirbelwind von solcher Gewalt, daß die Krone vom Kissen geweht wurde und alle Lampen und Fackeln rings umher erloschen. Nur die erleuchteten Fenster des Schlosses ergossen noch einen matten Schimmer über den Platz. Sogleich aber legte sich auch der Wirbelwind und Alles war still wie zuvor.



Auch der Lorbeerbusch, der Elsbeth bisher verdeckt hatte, war vom Sturm niedergedrückt. Allen sichtbar stand nun das Fischermädchen da, in ihrem leuchtenden Sternenkranz, umweht von den Schleiern, in denen die Thauperlens Edelsteine funkeln; und in dem Glanze dieser reinen Lichte erschien ihr unschuldiges Angesicht wunderbar verklärt.

Das Krachen des umstürzenden Baumes hatte die Blicke der Menge nach dem Hügel hingelenkt. Ein lautes »Ach« der Verwunderung unterbrach die Stille. Darauf rief Alles, Volk und Richter wie mit einem Munde: »Seht! seht! da steht die schönste und reichste Jungfrau der Welt! da steht unsere zukünftige Königin, sie lebe hoch!!« – Und es schmetterten die Trompeten, Kanonen wurden gelöst, Raketen und Mützen flogen in die Luft und der Jubel des Volkes wollte kein Ende nehmen.

[43] Wie aber der junge Königsohn in hohen Freuden, von seinem Thron sich erhob, um die ihm vermählte Braut zu begrüßen und als er vorbeisritt an der Jungfrau, deren Stolz so eben gedemüthigt worden, da riß diese den goldenen Schuppenkranz aus ihrem Haar, warf ihn dem Prinzen vor die Füße und sprach: »Nimm hin dein Eigenthum, ich fühl's, mein Reich und mein Leben geht zu Ende, mein Stolz ist besiegt; denn der Geist, der jenes Kind dir zuführte, ist mächtiger als ich.« –

Sie winkte. Die Kristall-Kutsche rollte vor, die Wasserfee bestieg sie und versank mit ihr in den Boden. An der Stelle, wo sie versunken war, rauschte alsbald ein Brunnen mit unheimlichem Gemurmel durch das Gras.

Und wie die Fee es gesagt hatte, so war es auch. Ein mächtiger Zauberer hatte schon lange unsichtbar die Geschicke des Königsohnes gelenkt. Er war auch der graue Kranich und das graue Männlein gewesen, und führte dem Prinzen eine Braut zu, die allein seiner würdig war. Zwar war der Wunderschmuck, den er ihr durch seine Waldgeister bescheert hatte, von seltner Pracht, aber ihr größter Reich-

thum war die Unschuld und die Treue ihres Herzens, und eben diese Unschuld und diese Treue verliehen ihrem Angesicht eine Schönheit, die keine der andern Jungfrauen aufzuweisen hatte und die ihr Aller Gemüther gewann.

Mit der Einwilligung ihres Vaters, dem das graue Männlein alsbald sein Augenlicht wieder gab, ward Elsbeth die glückliche Frau des jungen Königsohns, und als dieser nach dem Tode seines Vaters König wurde, regierten beide unter dem Schutze des guten Zaubergeistes, der sie auch ferner durch Rath und That unterstützte, ihr Land mit solcher Weisheit, daß ihr Volk sie segnete für alle Zeiten.

HERMANN KLETKE

*Deutsche Kinder-Märchen in Reime gebracht.*

Berlin 1849

[1] *Mäuschen, Vögelchen und Bratwurst.*

Bratwurst, Vögelchen und Maus  
Hielten einst zusammen Haus,  
Lebten köstlich und im Frieden,  
Jedem war sein Theil beschieden:  
Vöglein flog zum Wald hinaus,  
Brachte täglich Holz nach Haus,  
Wasser holt das Mäuslein frisch,  
Macht das Feuer, deckt den Tisch;  
Bratwürstlein nicht zu vergessen,  
Bratwurst kocht und schmalzt das Essen.

Wenn das Feuer angemacht,  
Mäuslein Wasser hat gebracht,

Konnt' es sich behaglich strecken,  
Bis es Zeit den Tisch zu decken.

- [2] Würstlein auch in guter Ruh  
Sah der Speis' im Hafen zu,  
Durch's Gemüse, durch den Brei  
Schlingt sich's viermal nur und – ei!  
War das Essen schon gesalzen,  
Schön bereitet und geschmalzen!

Vöglein kam vom Walde dort,  
Legte gleich die Bürde fort,  
Alle da zu Tische saßen  
Und mit gutem Hunger aßen.  
Nach der Mahlzeit schliefen sie  
Bis den andern Morgen früh,  
Schliefen recht die Haut sich voll –  
Sagt doch, was sie kümmern soll?  
War der Morgen aufgegangen,  
Ward's von neuem angefangen.

Alle Tage ging es so,  
Alle Tage lebt' man froh;  
Doch kein Glück ist je von Dauer,  
Nach der Freude kommt die Trauer.  
Auf ein andres Vöglein stieß  
Einst das Vögelchen und pries,  
Wie so gut bestellt ihr Haus,  
Doch das andre schalt es aus:  
Armer Tropf, du hast die Plage,  
Und die Andern gute Tage!

[3] Andern Tages wollte nicht  
Vöglein mehr in's Holz und spricht:  
Schwieg so lang zu Allem still ich,  
Doch jetzt wechseln wir: so will ich!  
Euer Knecht zu lang ich war,



Gleichsam euer Narr fürwahr!  
Und wie sehr sie baten noch,  
Vöglein war der Meister doch,  
Maus und Bratwurst müssen's leiden  
Und das Loos soll jetzt entscheiden.

Bratwurst muß in's Holz hinaus,  
Mäuslein wird der Koch im Haus,  
Vöglein soll das Wasser holen –  
Also hat's das Loos befohlen.  
Aber hört nur, was geschieht!  
Bratwurst fort zum Walde zieht,  
Vöglein macht das Feuer an,  
Mäuslein stellt den Topf heran,  
[4] Warten jetzt nur mit dem Schmause,  
Daß die Bratwurst käm' nach Hause.

Doch Bratwürstlein blieb so lang,  
Maus und Vöglein wurde bang,  
Flog das Vöglein auf den Wegen  
Ihm ein Stücklein Luft entgegen,  
Trifft am Wege da nicht weit  
Einen Hund, der hat, o Leid!  
Ach, das arme Bratwürstlein  
Nicht behandelt recht und fein!  
Packt' es an und macht' es nieder,  
Half kein Sträuben ihm dawider.

Vöglein wohl beschwerte sich  
Solchen Raubes bitterlich,  
Jedes Wort doch war vergebens,  
Denn der Hund sprach: Ihres Lebens  
War die Wurst verfallen mir,  
Falschen Brief fand ich bei ihr. –  
Vöglein also traurig nahm  
Jetzt das Holz auf sich und kam

Heimgeflogen voller Klagen  
Sagt da, was sich zugetragen.

[5] Maus und Vöglein finden nun,  
Daß sie wohl am besten thun,  
Wenn in Einigkeit sie bleiben  
Und zusammen Wirthschaft treiben.  
Vöglein also deckt den Tisch  
Maus zum Mahle rüstet frisch,  
Schlupfet nach der Bratwurst Brauch  
Jetzo in den Hafen auch,  
Daß es, schlingend sich wie diese,  
Salz' und schmalze das Gemüse.

Weh, es mußte Haut und Haar  
Und sein Leben lassen gar!  
Mäuslein kam nicht bis zur Mitte,  
Stecken blieb's beim zweiten Schritte. –  
Vöglein trug das Essen her,  
Ach, es fand den Koch nicht mehr!  
Ganz bestürzt warf her und hin  
Es das Holz: er war nicht drin!  
Der freut nicht mehr sich des Lebens,  
Suchen, Rufen war vergebens.

Nicht in Acht das Vöglein nahm,  
Daß in's Holz das Feuer kam;  
[6] Feuersbrunst ist aufgegangen,  
Will das Vöglein Wasser langem;  
Wie sich's an den Brunnen stellt,  
Ihm hinab der Eimer fällt,  
Zog das Vöglein mit so schwer,  
Das erholte sich nicht mehr –  
Vöglein, Vöglein muß versinken  
Und im Brunnen tief ertrinken.

HERMANN KLETKE

*Märchen meiner Großmutter.*

Berlin 1851

[106]

*Tanz-Lenchen.*

Lenchen war auch einmal ein gutes Kind gewesen, aber die Zeit war lange vorüber! Schlechter Umgang hatte sie verdorben, sie war leichtsinnig und eitel. So oft sie von der Stadt kam, brachte sie einen neuen Putz, einen neuen Flitterstaat mit in das Dorf. Bei jedem rauschenden Vergnügen war Lenchen die Erste; vor allem aber liebte sie den Tanz, und da konnten die Musikanten nicht rasch und wild genug aufspielen, wenn Lenchen dabei war. Auch wußte sie recht wohl, wie leicht und zierlich sie tanzte und daß die jungen Leute sie deshalb bewunderten.

Ach wie bittere Thränen hatte die arme alte Mütter schon so oft geweint, wie rührende Vorstellungen hatte sie dem leichtsinnigen Kinde gemacht – doch das hieß in den Wind gesprochen!

Nun kam das Kirchweihfest und Lenchens Mutter war so krank, daß sie im Bett liegen mußte. Lenchen versprach ihr hoch und theuer keinen Fuß über die Schwelle zu setzen; aber kaum war die alte Frau ein wenig eingeschlummert, so war, hui, husch, das leicht-[107]sinnige Mädchen auf und davon. Heut wurde ja getanzt und so ein lustiges Leben wie heut war selten im Dorf – wie hätte Lenchen wohl fehlen können! Sie bat eine gutmüthige Nachbarin von Zeit zu Zeit ein wenig nach der Kranken zu sehn, dann flog sie wie der Wind nach dem Tanzplatz.

Es schmeichelte ihr nicht wenig, daß die jungen Männer sie mit Jauchzen empfangen. Tanzlenchen, Tanzlenchen kommt! hieß es, und da ging sie aus einem Arm in den andern, denn jeder wollte mit ihr tanzen. Sie schlug es

keinem ab, und tanzte mit allen, je wilder, je besser. Seit Lenchens Ankunft war der Jubel, die ausgelassene Lustigkeit erst recht angegangen.

Als sie einen Augenblick von dem wilden Taumel ausruhte und Athem schöpfte, sah sie das ängstliche Gesicht der Nachbarin neben sich und diese sagte: Liebes Lenchen, komm doch nur rasch nach Hause, deine Mutter ist viel kränker geworden.

Doch in demselben Augenblick war ein neuer Tänzer gekommen, der tanzte – nein er flog über den Tanzplatz und wendete kein Auge von Lenchen, als wollt' er sagen: warte nur, ich komme gleich zu dir!

Da entgegnete Lenchen, die wie bezaubert von seinen Blicken war: Geht nur voran, liebe Frau Nachbarin, ich komme gleich nach.

Nur ein einzig Tänzchen doch,  
Eines oder zweie noch!

O Lenchen, Lenchen! sagte die alte Frau traurig und ging fort.

[108] Niemand kannte den Fremden, aber alle sahen ihn mit Neugier und Bewunderung an; er hatte lange, rabenschwarze Locken, dunkle, stechende Augen und ein blasses, wüstes Gesicht, doch zugleich einen vornehmen und gebieterischen Ausdruck, wie ein Mann, der das Befehlen versteht. Unstreitig war er der beste Tänzer und wie er jetzt auf Lenchen zukam und sie um den Tanz bat, hüpfte ihr Herz vor Entzücken. So einen Tänzer hatte sie lange gewünscht. Er schalt die Musikanten, daß sie so schläfrig und träge fidelten; da wurde der Takt noch einmal so rasch genommen, und hui, wie ging es, wie flog sie in seinen Armen! Nicht lange, so erblickte Lenchen wieder das vorwurfsvolle Gesicht der Nachbarin neben sich und diese sagte: Um Gotteswillen, Lenchen, komm gleich nach Hause, deine Mutter liegt auf dem Tode.

Lenchen erschrak doch und wollte eben umkehren, als ihr

Tänzer sie von neuem aufforderte. Da sprach das leichtsinnige Mädchen: Ich komme gleich, liebe Frau Nachbarin, geht nur!

Es kommt nun grad' an mich die Reih',  
Ein Tänzchen ist ja rasch vorbei.

O Lenchen, Lenchen, rief die Nachbarin wie entsetzt, denk' an deine Seele. Damit ging sie fort.

Aber Lenchen kam nicht zur Besinnung. Kaum hatte sie Athem geschöpft, so stand der unermüdliche Tänzer wieder vor ihr, die Musik rauschte und Lenchen drehte sich im Wirbel, bis sie ermüdet hinsank.

[109] Plötzlich hörte Lenchen eine Stimme neben sich: Deine Mutter ist eben gestorben.

Es kam Lenchen wie im Traum vor, so betäubt war sie von dem Tanzen. Sie hört' es nur halb, denn ihr Tänzer riß sie mit fort.

Aber die kummervolle Nachbarin konnte ihr Herzleid nicht unterdrücken und als man von dem schweren Tode der alten Frau hörte, die ihr leichtsinniges Kind nicht einmal hatte sehn und segnen können, da überfiel Alle ein Grausen und Paar um Paar schlich sich leise von dem Tanzplatz hinweg. Nur das eine tanzte noch fort in rasender Lust.

Die Sonne war schon untergegangen. Auf dem dunkeln Walde lag der weiße Abendnebel und über den Bäumen stieg langsam der Mond empor.

Rascher, rascher! schrie der Fremde den Musikanten zu, die aus Furcht vor ihm nicht aufgehört hatten; aber Lenchen stürzte zu Boden und stammelte: Nun ist's genug!

Genug, genug? lachte der wilde Tänzer, es soll ja erst angehn. Damit hob er die Todtmüde wie eine Feder vom Boden auf und nahm sie in seine Arme. O Erbarmen, stöhnte das unglückliche Mädchen, es ist mein Tod!

Aber noch eh sich die Musikanten besinnen konnten was geschah, hatte der Schreckliche sie längst über den Tanzplatz hinweggerissen und tanzte mit ihr das Dorf entlang, dem

Walde zu. – Erbarmen, Hülfe, hörte man Lenchen in Todesangst rufen, doch in we-[110]nig Augenblicken war das Paar schon im Nebel verschwunden und die Stimme verscholl im Winde.

Das ganze Dorf gerieth in Aufruhr. Jung und Alt bewaffnete sich mit Fackeln und durchsuchte den unheimlichen Wald. Lange Zeit entdeckte man von Lenchen keine Spur; endlich sah man nach drei Stunden vergeblichen Umherirrens eine menschliche Gestalt leblos an einem Fichtenstamme liegen. Dornen und Aeste hatten das Kleid zerrissen, und das hübsche jugendliche Gesicht Lenchens war blutig und entstellt. Man flocht eine Bahre von Zweigen, legte die Todte darauf und trug sie heim. –

Seit der Zeit tanzten die Mädchen im Dorf nur sittsam und mäßig, und wenn ja Eine sich verlocken ließ, so durfte die Mutter nur warnend sagen: du, denk' an Lenchen!

HEINRICH PRÖHLE

*Kinder- und Volksmärchen.*

Leipzig 1853

[1] *Bärenheid, Adelheid und Wallfild.*

Es war einmal ein reicher Edelmann, der hatte drei Töchter, die hießen Bärenheid, Adelheid und Wallfild. Der wußte nicht hauszuhalten, wurde ganz arm und mußte auf die Jagd gehen, um seinen Unterhalt zu suchen. Er schoß einen Hasen, darauf aber kam der *Bär*, weil der Edelmann von seinen Unterthanen geschossen, und sprach: »Du hast einen von meinen Unterthanen getödtet, das kostet dich dein Leben. Nur wenn ich deine älteste Tochter Bärenheid



bekommen kann, will ich dir verzeihen und du sollst Alles wieder in Fülle haben.« Der Edelmann verspricht dem Bären die Tochter, und als er zu Haus ankommt, hat er Alles in Fülle, wie er's nur verlangt. Der Bär kommt den andern Tag und holt Bärenheid ab. Das Vermögen vom Bären ist aber im Umsehen wieder verschwunden und der Edelmann muß wieder auf die Jagd gehen, um seinen Unterhalt zu suchen. Er geht nun auf die Vogeljagd und schießt ein paar Schnepfen. Da kommt der Adler und spricht: »Du hast von meinen Unterthanen geschossen, das kostet dich dein Leben. Nur wenn ich deine Tochter Adelheid bekomme, will ich dir verzeihen und du sollst Alles wieder in Fülle haben.« Der Edelmann verspricht die zweite Tochter dem Adler und hatte Alles wieder in Fülle. Der Adler kommt den andern Tag zu Fuß als [2] ein wundervoller Herr und holt die zweite Tochter ab. Das Vermögen des Edelmanns ist aber wieder im Umsehen verschwunden. Er geht jetzt ans Wasser, fängt einen Hecht und tötet ihn. Da kommt der Wallfisch und spricht: »Du hast meinen Unterthanen getötet, das kostet dein Leben. Nur wenn ich deine Tochter Wallfild haben soll, mag es dir geschenkt sein und du sollst Alles wieder in Fülle haben.« Zwei Töchter wären schon fort, sagt der Edelmann, so möcht' es um die dritte auch sein, wenn er nur sein Leben retten könnte. Der Wallfisch kommt den andern Tag mit einer Kutsche und vier weißen Schimmeln, und holt die dritte Tochter auch ab. Bei dem Edelmann aber war von jetzt an wieder Alles in Hülle und Fülle und er hielt nun besser Haus als bisher.

Jetzt bekommt der Edelmann auch einen Sohn. Dem träumt, als er funfzehn Jahr alt ist, daß er seine Schwestern erlösen könne; er bricht auf und geht ohne Wissen seiner Aeltern in die Waldung. Da kommt er bei ein *weißes Männchen*, das war ein verwünschter, unterirdischer Geist, der sich groß und klein machen konnte, von welcher Art es früher viele gab. Das Männchen sagt, er möge sich in Acht nehmen, es wäre eine Bärenhöhle in der Nähe. Das sei

gerade sein Verlangen, da wolle er hin, sagt der Junker. So geht er hin und gelangt auch glücklich in die Höhle, als der alte Bär auf Raub ausgegangen ist. Die Höhle aber war von innen ein prächtiges Schloß, darin saß seine Schwester Bärenheid und säugte zwei junge Bären. Die Schwester bewirthe und behält ihn über Nacht und versteckt ihn vor dem Bären. Nach einer Stunde kam der alte Bär und witterte, daß fremdes Menschenfleisch in seiner Höhle war. Die Frau sagte aber, er sei ein Narr, es wäre kein *fremdes* Menschenfleisch. Da beruhigt sich der Bär und legt sich zu ihren Füßen ins Bett. In der Mitternacht [3] reißt sie dem Bären drei Haare aus und sagt ihrem Bruder: wenn er in Noth käme und die Haare riebe, so wäre der Bär als Hülfe da, er möge nun die beiden andern Schwestern besuchen. Auch zeigt sie ihm an, wo die zweite Schwester wohne. Ehe er abreist, erwacht auch der Bär, der ist jetzt ein Prinz gewesen und die jungen Bären waren kleine Prinzen, und durch die Bärenhöhle erschallten Pauken und Trompeten. Er unterhielt sich ordentlich mit seinem Schwager und sagte ihm, daß der Adler und der Wallfisch, zu denen er nun kommen würde, seine Brüder seien.

Der Junker kommt nun in einen dichten Wald und sieht einen Eichbaum mit einem großen Nest, klettert hinauf und findet die zweite Schwester darin. Das Nest war inwendig wieder ein prächtiges Schloß. Darin saß seine Schwester Adelheid und hatte zwei Adlereier unter sich und brütete daran, der Adler aber war auf Raub ausgezogen. Auch diese Schwester bewirthe den Bruder wieder und versteckte ihn dann in den Schornstein. Abermals nach einer Stunde kam der Adler; Adelheid mußte auch ihn erst beruhigen, weil er fremdes Menschenfleisch witterte, dann aber schlief er ein zu ihren Füßen, und sie riß ihm in der Mitternacht drei Federn aus. Die gab sie ihrem Bruder und sagte, wenn er diese riebe, so würde von allen Seiten Hülfe nahen. Dieser Adler ist den andern Morgen ganz verständig gewesen, er trat da wieder als ein schöner, vornehmer Prinz auf, ertheilte

aber dabei immerfort den Vögeln im Walde Befehle. Mit ihm machte die Schwester jetzt ihren Bruder bekannt und er beredete sich auch mit ihm, wie er die dritte Schwester besuchen könne. Beide gaben ihm Lebensmittel mit und beschrieben ihm den Weg zu der dritten Schwester. Zuletzt aber war Alles verschwunden und der Bruder saß allein auf der Eiche, auf der von Ferne nur ein großes Nest zu sehen war. Jetzt steigt er von der Eiche herunter und kommt an [4] ein großes Wasser, sieht aus der Mitte des Wassers den Schornstein von dem Schlosse des Wallfisches herausstehen, weiß aber nicht über das Wasser zu dem Schlosse zu kommen. Da reibt er die drei Federn, und gleich kommt der Adler und trägt ihn zum Schornstein. Das Schloß war ganz durchsichtig und von Krystall. Wallfild bewirthete den Bruder und versteckte ihn. Abermals nach einer Stunde kam der grausame Wallfisch und sagte zu Wallfild: es müßte wer Fremdes da sein. Die beruhigte ihn und er legte sich zu ihren Füßen schlafen. In der Mitternacht löste sie ihm drei Schuppen vom Leibe, gab die dem Bruder und sagte: wenn er in Noth käme, so möge er die Schuppen reiben dann würde ihm geholfen werden. Wallfild sagte ihm auch an, wie er alle drei Schwestern, sowie auch die drei Brüder, den Bären, den Adler und den Wallfisch, erlösen könne. Sie berichtete ihm, im *Cambridgenthale* ginge ein Stier, der müsse getödtet werden. Dieser Stier trüge in einem Gewande ein Bund Schlüssel, damit solle er auf den Berg gehen und das Stammschloß des Bären, des Adlers und des Wallfisches aufschließen. In dem Schlosse stände eine große Marmortafel, die möchte er so auf die Erde werfen, daß sie in drei Stücken zerspränge. Darauf würde der in den Schlaf verwünschte Vater der drei Brüder erwachen.

Der Bruder kommt in das *Cambridgenthal* und sieht diesen Stier. Der eilt auf ihn zu zum Zerreißen, und er flüchtet auf einen Baum. Da will der Stier den Baum mit den Hörnern umreißen, der Junker aber reibt die Bärenhaare und sogleich erscheint der Bär. Der Bär erwürgt diesen Stier. Das Bund

Schlüssel aber rollt mit dem Gewande ins Wasser. Da reibt der Bruder die drei Schuppen, da werfen die Fische das Gewand mit dem Bund Schlüssel wieder heraus. Er faßt das Gewand, löst es auf, geht auf den Berg, schließt das Schloß auf, findet die Mar-[s]mortafel und den schlafenden alten Menschen. Die Tafel ergreift er und wirft sie zu Boden in drei Stücken, daß der schlafende Vater erwacht. Dadurch sind auch seine drei Söhne, der Bär, der Adler und der Wallfisch, mit ihren Kindern erlöst und waren eitel schöne Prinzen.

[108]

*Der Brunnen.*

Ein Vater war krank und sagte zu seinen drei Töchtern: »Im Brunnen am Walde ist gut Wasser, holet mir davon, daß ich gesunde.« Da ging die Erste an den Brunnen, da tönte daraus eine Stimme, die sprach: »Nimmst du mich, so gebe ich dir Wasser.« Da ging sie, ohne Wasser aus dem Brunnen zu haben, wieder heim und schickte die Zweite. Als die Zweite an den Brunnen kam, tönte die Stimme wieder: »Nimmst du mich, so gebe ich dir Wasser.« Da ging die Zweite heim und schickte die Dritte; die hatte ihren Vater am liebsten von Allen. Als nun die Stimme wieder sprach: »Nimmst du mich, so gebe ich dir Wasser«, da gab sie das Jawort, bekam Wasser aus dem Brunnen und da wurde ihr Vater gesund. Als das aber geschehen war, da klopfte es an die Stubenthür, und es kam ein Ding herein mit Stacheln wie ein Igel und wollte über Nacht bei der dritten Schwester bleiben. Die weigerte sich anfangs, mußte aber endlich Ja sagen, da ging das Ding hinter den Ofen, schüttelte sich und warf die stachelichte Haut ab und sprang als ein schöner Prinz ins Bett. Da verbrannten die Schwestern das Igelfell und da stand der Igel am andern Morgen als ein stattlicher Prinz auf und war ein Prinz und blieb ein Prinz. Er sprach aber zu der dritten Schwester: »Du wirst erst für immer mit

mir vereint werden, wenn du einen eisernen Stock und einen eisernen Schuh abgelaufen und ein eisernes Körbchen voll Thränen geweint hast, auch über einen Glasberg gegangen bist.« Da war der Prinz verschwunden, sie aber zog aus ihn zu suchen. Sie kam auf ihrer Wanderschaft an einen Stern, [109] der gab ihr eine Nuß, dann kam sie an den Mond, der gab ihr wieder eine Nuß, dann kam sie an die Sonne, die gab ihr auch eine Nuß. Wie sie nun über den Glasberg gekommen war, den eisernen Stock und die eisernen Schuhe abgelaufen, auch das eiserne Körbchen voll Thränen geweint hatte, da kam sie an ein Schloß, da fand sie ihren Bräutigam als König, der wollte bald mit einer Andern Hochzeit halten. Sie aber vermietete sich auf dem Schlosse als Hirtenmädchen. Eines Tages öffnete sie die Nußschale, die sie von dem Stern bekommen hatte und zog ein wunderschönes Kleid heraus, das glänzte wie Sternenschein, das bot sie der Braut des Königs an, und als sie nach dem Preise fragte, sprach sie: »Es ist mir nur feil, wenn ich eine Nacht mit dem Könige in seiner Kammer sein darf.« Das gestattete ihr die Braut des Königs und nahm das Kleid, gab aber dem Könige einen Schlaftrunk, sodaß er die ganze Nacht fest schlief und seine erste Braut nicht mit ihm reden konnte. Am andern Tage öffnete sie die zweite Nußschale, die sie von dem Monde erhalten hatte und zog noch ein schöneres Kleid daraus hervor; das glänzte wie Mondenschein. Sie verkaufte es wieder an die Königsbraut und diese mußte ihr dafür gestatten, die Nacht in der Kammer des Königs zu verweilen. Aber der König hatte zuvor wieder einen Schlaftrunk empfangen und sie konnte wieder nicht mit ihm reden. Am folgenden Tage öffnete sie die Nuß, die sie von der Sonne erhalten hatte, und zog das allerschönste Kleid daraus hervor, das strahlte wie lauter Sonnenschein. Dafür ließ die Königsbraut, die den andern Tag Hochzeit halten und dieses Kleid als Brautkleid tragen wollte, sie noch einmal die Nacht mit dem König allein. Dem aber sagte am Abend sein treuer

Diener, daß schon zwei Nächte hindurch ein schönes Mädchen bei ihm im Zimmer gewesen sei, und daß er einmal den Trank ausgie-[110]ßen möge, den ihm seine Braut wol auch diesen Abend geben würde, wenn das Mädchen wieder käme. Da gossen sie den Trank in eine *lederne Tasche*, und als das fremde Mädchen wiederkam, fand sie den König wach und er erkannte sie sogleich wieder. Von Stund an mochte er von seiner zweiten Braut nichts mehr wissen, verjagte sie und heirathete die erste.

IGNAZ UND JOSEPH ZINGERLE

*Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland.*

Regensburg 1854

[24] *Der Klaubauf.*

Es hatten einmal zwei blutarme Leute ein recht böses Kind, das ihnen viel Verdruß machte. Die Mutter sagte wohl oft zu ihm: »Wenn du nicht folgen willst, so geb' ich dich dem Klaubauf.« Aber das fruchtete wenig bei dem Rangen, der seine Wege ging und die Ermahnungen seiner Aeltern in den Wind schlug. So trieb er es lange Zeit. Da nahte denn wieder der St. Nikolaustag und am Vorabende desselben kam wirklich ein Klaubauf in die arme Hütte. Der Klaubauf hatte gar lange Hörner und große feuersprühende Augen. Schellend und polternd trat er in die Stube, wo sich das unfolgsame Kind befand, und frug die Aeltern mit hohler Stimme: »Darf ich den Fratzen mitnehmen?« Die Aeltern bejahten seine Frage. Er wiederholte sie zum zweiten und zum dritten Male und als die Aeltern immer Ja antworteten, [25] nahm er das Kind und trug es zur Thüre hinaus. – Draußen fuhr er

mit dem Kinde, das laut aufschrie und um Hilfe rief, durch die Luft von dannen. Die armen bekümmerten Aeltern mochten sich wohl abhärmen und nach dem Kinde forschen, sie konnten keine Spur mehr von ihm entdecken.

(Mündlich aus Patznaun.)

[69]

### Die Drachenfedern.

War einmal vor langer Zeit ein reicher Wirth, der hatte eine wunderschöne Tochter. Neben dem Wirthshause wohnte in einer gemietheten Hütte ein armer Holzhacker mit seinem Sohne. Dieser war ein lebensfroher, rüstiger Junge, der schönste Bursche im ganzen Dorfe und dazu noch recht brav und arbeitsam. Immer war er guter Dinge und zur Arbeit aufgelegt, nur wenn er die Liese, die Wirthstochter sah, dann stand ihm der Gedanke still und sein Blick verlor die frühere Fröhlichkeit. Auch Liese war dem Jungen herzlich gut; nur Schade, daß er so blutarm war, und ihr Vater, wenn sie um seinen Segen ihn gebeten hätten, ganz gewiß nicht ja gesagt haben würde. Aber versuchen konnten sie's ja doch, und sie thaten's auch.

Der Vater hieß die Tochter ein dummes Ding und wies ihr die Thüre, dem Freier aber gab er lachend zur Antwort, wenn er sich seine Tochter verdienen wolle, müsse er dem Drachen im großen Walde, der einige Stunden vom Dorfe entfernt lag, drei goldene Federn ausreißen und sie ihm herbringen, sonst solle er sich gleich fortmachen. Der Junge war ganz zufrieden mit dieser Bedingung, denn obwohl er wußte, wie grimmig der Drache über jeden herfalle und wie schreckenhaft er aussehe, so hoffte er doch durch List dem Ungethüme beikommen zu [70] können und machte sich sogleich auf den Weg zum Schloße des Drachen, das in einem dunkeln Walde lag.

Unterwegs kam er an einem Hause vorbei, vor dessen Thüre ein alter Mann saß, der den Kopf auf beide Hände stützte

und sehr traurig schien. »Was bist du denn so traurig?« redete der Vorübergehende ihn an. – »Ja, meine Tochter ist schon viele Jahre krank und nur der Drache könnte ihr helfen – aber« – Da unterbrach ihn der Holzhacker: »Ich gehe jetzt eben zu ihm, vielleicht erfrage ich ein Mittel von ihm und wenn ich wieder komme, will ich's dir dann sagen.«

Der Holzhackersohn ging weiter und sah in einem grünen Anger eine große Menge Menschen um einen Apfelbaum versammelt. »Gefällt euch denn der Baum so gut, ihr Leute, daß ihr so hinaufschaut?« fragte er im Vorbeigehen. »Ja der Baum« – redete da Einer aus ihnen den Fragenden an, »der Baum gefiele mir freilich, wenn er wie früher goldene Aepfel trüge; aber leider treibt er jetzt nur schlechte Blätter. Wenn du aber zum Drachen gehen willst und ihn fragen, warum dieß geschieht, – so sollst du mir nicht umsonst thun.« »Ja, ja«, sagte der Holzhackersohn, »das will ich auch« und ging weiter. –

Schon sah er den dunkeln Wald vor sich, über den eine Nebeldecke sich ausbreitete, und förderte seine Schritte. Da gelangte er an einen Fluß, wo ein alter Fischer ihn in einem kleinen Kahne hinüberführte und ihm klagte, daß er schon so lange dieses langweilige Geschäft versehe und nie abgelöst werden könne, wenn ihm nicht der Walddrache einen guten Rath gebe. Der dienstfertige Holzknecht versprach ihm, auch sein Anliegen dem Drachen [71] vorzutragen, nachdem er ihm erzählt hatte, warum er in den gefährlichen Wald gehe. Der gute Fischer fieng fast zu weinen an, weil er sehr für das junge Leben des Burschen besorgt war. Aber er war doch froh in der Hoffnung, daß auch er noch erlöst werden könnte und versprach ihm viel Geld zur Belohnung.

Bald fand der junge Brautwerber, weil eben jetzt die rechte Zeit war, das Schloß des Drachen. Er ging hinein und war ganz erstaunt über die große Pracht, die ihm überall entgegenstrahlte; den gefürchteten Herrn aber wurde er nicht gewahr, denn zum Glücke war er eben nicht zu Hause. Der

Drache hatte jedoch eine Frau, die keinem Menschen Leides, sondern nur Gutes that. Als diese den Holzknecht sah, ging sie ihm entgegen, war sehr freundlich mit ihm und als er ihr sein Anliegen klagte und vom traurigen Manne, vom Apfelbaume und vom Fischer erzählte, versprach sie ihm sogar selbst seine Sache zu übernehmen und versteckte ihn unter der Bettstelle. – Spät in der Nacht erst kam der Hausherr zurück und war heute recht wild, noch viel wilder als sonst und sobald er in's Gemach eintrat, rief er, voll Zorn um sich blickend:

»Ich schmeck', ich schmeck' einen Christen!«  
 »O nein«, entgegnete darauf die Frau sich verstellend und schmeichelnd: »es ist ja Niemand hier gewesen.« –

Der Drache ließ es so gelten und als die Frau ihm recht schön that und ihn streichelte, wurde er viel zufriedener und war nicht mehr so wild und zornig. Nach einer Weile gingen sie zu Bette und der Drache schnarchte bald und fiel in einen tiefen Schlaf. Schnell riß die Frau ihm nun eine goldene Feder aus und gab sie dem [72] Holzhacker unter der Bettstelle. Da wachte aber der Drache auf und schrie zornig:

»Wer hat ein Recht mich zu zupfen und zu rupfen!«  
 »Sei nur nicht böse«, rief die Frau im Schrecken. »Ich habe es im Schlafe gethan. Mir träumte, ein alter Mann habe eine kranke Tochter. – Was soll sie etwa versuchen, damit sie wieder gesund würde?« »Die muß die Hostie, die man unter ihrem Bette versteckte, hinwegschaffen, wenn sie noch gesund werden will«, antwortete der Drache und schlief wieder ein. Nun riß sie ihm die zweite Feder aus und gab sie schnell dem lauschenden Holzhacker.

»Wer hat ein Recht, mich zu zupfen und zu rupfen?« schnaubte wieder zornig der Drache.

»Sei nur still«, sagte die Frau leise. »Ich habe einen Traum gehabt von einem Apfelbaume, der früher goldene Aepfel trug; jetzt aber trägt er keine mehr. Wenn ich doch wüßte, wie er wieder fruchtbar würde.« –

»Die Schlange muß ausgegraben werden, die unter dem

Baume liegt und die Wurzeln benagt«, murmelte der Drache schon halb schlafend. –

Jetzt ging's auf's Letzte und die Frau riß ihm auch die dritte Feder aus und machte es wie früher. Aber da war die Wuth des Unthiers auf's Höchste gestiegen:

»Wer rupft und zupft mich?« schrie der Schreckliche und wollte aus dem Bette springen. Die Frau aber hielt ihn und bat: »Sei doch nicht böse, ich habe geträumt von einem alten Fischer, der immer die Leute über den Fluß führen muß und nie frei wird.«

»Er soll dem Ersten, der zu ihm kommt, dieses Geschäft übergeben und davon laufen – der dumme Alte« – [73] schnarchte der Drache. Jetzt aber laß mich in Ruh', sonst zerreiß' ich dich!« Darauf schlief er wieder ein und der Holzhacker schlich sich ganz sachte fort und sagte auf dem Heimwege Jedem den Rath, den ihm der Drache gegeben, dem Fischer aber sagte er ihn erst, als er ausgestiegen war aus seinem durchlöcherten Fahrzeuge. Alle gaben ihm Gold und Silber in Menge, denn sie waren voll Freude, daß ihnen geholfen worden.

Am meisten aber freute sich daheim die Liese, als sie den lieben Holzhacker wieder sah. Sie konnte kein Auge von ihm abwenden und hielt ihn immer bei der Hand bis der Vater kam und nun recht gerne ja sagte, weil der arme Nachbar jetzt viel reicher war, als er selbst. Die jungen Brautleute luden alle Verwandten und Freunde zur Hochzeit. Da waren alle voll Fröhlichkeit, sie selbst aber die Fröhlichsten und Glücklichsten von Allen. –

(Mündlich aus dem Zillerthale.)



OTTO SUTERMEISTER

*Kinder- und Hausmärchen aus der Schweiz.*

Aarau 1869

[4] *Goldig Betheli und Harzebabi.*

Lebte einst, Niemand weiß vor wie langer Zeit, eine Frau, die dem Betheli, ihrem Stiefkinde, recht böß war, dagegen ihrem eigenen, dem Babi, Alles nachsah, selbst das Größte. Babi hatte immer Recht, Betheli immer Unrecht; Babi behielt immer den Vorzug, bekam die Haut voll zu essen, was es nur wollte und gieng hoffährtig gekleidet daher, während Betheli oft hungerte, daß ihm fast die Ohren abfielen und es in Lumpen armselig dastand. Babi hatte immer Feiertag, Betheli mußte Mühsal und hartes Leben erdulern. Tag und Nacht sollte Betheli's Spinnrädchen schnurren, und so wohl ihm's auch dabei ausgab, Stiefmutter war nie, nie zufrieden. Einmal fiel sein Wirtli zu Boden, trollte und trollte in ein Mauselloch hinunter. Stiefmutter beharrte durchaus darauf, Betheli müsse jetzt in das Mauselloch hinab schliefen und das Wirtli selber wieder holen. Arm Betheli weiß nun nichts anderes als zu gehorchen; es probiert, und Mauslöchlein macht ihm Platz. Und es ist als ob es von unsichtbaren Händen unaussprechlich weit hinunter in eine ganz andere Welt getragen würde. So geschah es. O wie herrlich sah es da unten aus, welch ein prächtiges Schloß glitzerte ihm entgegen! Wie es demselben nahe stand, sah Betheli vor den Porten spielende [5] Hündchen, gar liebe, gescheide Thierchen, die reden konnten wie Menschen. Sie grüßten das erstaunte Mädchen freundlich und wußten sogar seinen Namen, indem sie riefen: Wau wau, s'guldig Betheli chunnt! Wau wau, s'guldig Betheli chunnt! Bald erschienen und traten Betheli entgegen mehrere Kinder; sie waren so hold und klug, ich kann nicht beschreiben

wie. Betheli machte große, schüchterne Augen; aber es fühlte sich von den wunderbaren Kindern so wohlthätig angeblickt, daß ihm ganz heimelig und wonnig wurde, zumal da es sich wieder als das goldig Betheli begrüßen hörte. Die Kinderlein sahen ihm indessen wohl an, wie sehr es hungere, und fragten gleich: »Guldig Betheli, mit wem willst du essen, mit uns oder mit den Hündchen?« »Setzt mich nur zu den Hündchen, s' ist lang gut genug für mich«, sagte demüthig das Mädchen. »Nein, du sollst mit uns zu Tische gehen«, riefen einstimmig die Holden, welche ihm sofort zweierlei Gewänder zur Auswahl vorhielten, ein hölzernes und ein goldenes. Betheli langte nach dem hölzernen, indem es sagte: »Das ist gut genug für mich.« Es geschah jedoch dem bescheidenen Kinde zum Lohne das bessere Gengeheil, sie zogen ihm das Goldkleid an und führten's in einen glänzenden Saal des Schlosses, wo ein goldener Tisch mit den allerbesten und süßesten Speisen und Getränken in goldenen Gefäßen bedeckt stand. Hungrig Betheli bekam es jetzt einmal so gut, fast wie des lieben Herrgott seine Engelchen bei der himmlischen Mahlzeit. Die lieblichen Kinder spendeten Betheli von allen guten Sachen, lobten und küßten es, so daß ihm war wie im Paradies. Zum Abschied schenkten sie ihm obendrein vielen kostbaren Schmuck und unter anderm einen goldenen Wirtel. Dann schoben und hoben sie's wieder durch jenes Mauslöchlein hinauf in der bösen Stiefmutter Stube. Da stand Betheli wie ein lichter Engel strahlend im Goldkleid. Kaum hatten sich Mutter und Babi [6] vom größten Erstaunen erholt und Betheli über Alles haarklein ausgefragt, als beschlossen wurde, Babi müsse ebenfalls in die andere Welt hinunter und zum mindesten ebenso schöne Sachen als Betheli heraufholen. Mutter und Tochter zweifelten gar nicht daran, daß, wenn dem verachteten einfältigen Betheli solche Aufnahme zu Theil ward, dem Babi natürlich noch weit mehr Ehre widerfahren würde. Und sie ließen einen Wirtel durch das Mauselloch hinab und Babi setzte ihm nach. Da wirklich das Löchlein

wieder Platz machte und Babi verschwand, hoffte die Mutter oben und hoffte das Meitli unten während der Fahrt in die andere Welt das Allerbeste. Babi, dort angelangt, gieng die gleichen Wege, wie Betheli sie beschrieben hatte, bis es zu den Hündchen und dem Schloß gelangte. Schon lachte ihm das Herz im Leib. Die Hündchen bellten sogleich: Wau wau, s' Harzebabi chunnt! Wau wau, s' Harzebabi chunnt! Und das riefen sie in mürrischem Tone, machten glänzende Augen und ließen die Schwänzchen hangen. Wohl eilten auch jene holden Kinder herbei, allein ihr Blick leuchtete nicht so sonnig in Babi's Herz wie in Betheli's. Sie fragten das Babi, mit wem es essen wolle. »Mit euch, sagte es; das Betheli hat auch mit euch gegessen.« Dann legten sie zwei Paar Kleider vor, ein hölziges und ein goldiges; Babi sprach, es wolle das goldige; Betheli habe auch ein goldiges, und wolle einen goldigen Wirtel und andern Goldschmuck. Allein sie ließen's ihm nicht, es mußte das hölzig anziehen, sofort mit den Hündchen auf dem Boden zu Gast essen; Abfall und Treber. Zum Abschied ward sein Holzgewand mit Pech und Harz überstrichen, und es wurde dabei immer nur Harzebabi geheißen. Einen Wirtel bekam es, aber einen alten, hölzigen. Sie waren froh, seiner bald los zu werden, und machten, daß Harzebabi schnell durch das Mausloch in die Oberwelt stieg. Hier oben blieb Betheli zeitlebens in Ehre und An-<sup>[7]</sup>sehen, und hieß immer Goldig Betheli, während Babi verachtet blieb und oft hören mußte:

Wau wau, s' Harzebabi chunnt!

[50]

*Junker Prahlhans.*

Ein König hatte einen jungen Edelknecht, den man Junker Prahlhans nannte, weil er immer viel versprach und wenig hielt. Es lebte aber auch am Hofe des Königs ein Spaßmacher, und dieser wollte den Prahlhans bessern. Das gieng aber auf folgende Weise:

Eines Tages hätte der König gerne gebratene Vögel gegessen und sprach zum Junker: »Hans geh hinaus in den Wald und schieße mir zehn Vögel für meinen Tisch.« Der Junker aber sprach: »Nicht nur zehn, sondern hundert Vögel will ich Dir schießen.« »Gut«, sprach der König; »wenn Du ein so guter Schütze bist, so bringst Du mir hundert; sollst für jeden einen Thaler haben.« Der alte Spaßmacher hörte das und gieng dem Junker voraus in den Wald, wo die meisten Vögel waren, und rief ihnen und sprach:

Ihr Vöglein, flieget alle fort!  
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,  
Möcht' hundert Vögel schießen.

Als Junker Hans in den Wald kam, da konnte er keinen Vogel erschauen; denn sie hatten sich alle in ihren Nestern versteckt. Und als er mit leeren Taschen zurück zum König kam, wurde er hundert Tage lang in's Gefängniß gesperrt, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Wie er wieder frei war, sagte eines Tages der König: [51] »Ich möchte heute wol fünf Fische auf meinem Tisch haben.« Da gedachte Junker Hans an seine hundert Tage Gefängniß und that seinem Munde ein wenig den Zaum an: »Ich will Dir fünfzig Fische fangen statt fünf«, sagte er zum König. Sprach der König: »Wenn Du ein so guter Fischer bist, so fange mir fünfzig; sollst für jeden einen Dukaten haben.« Da gieng der Spaßmacher hinaus an den See, rief den Fischen und sprach:

Ihr Fischlein, schwimmt alle fort!  
Hans Großmaul kommt an diesen Ort,  
Möcht' fünfzig Fische fangen.

Und als der Junker an den See kam, da konnte er kein Fischlein fangen. Sie waren alle an's andere Ufer hinüber geschwommen. Und da er mit leeren Taschen heimkam, ließ ihn der König fünfzig Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und da die fünfzig Tage um waren, sprach der König: »Ich

möchte wol einen Hasen für meinen Tisch haben.« Junker Hans gedachte seines Gefängnisses und sagte: »Herr, ich will Dir wenigstens zehen Hasen bringen.« Sprach der König: »Wenn Du ein so guter Jäger bist, so jage mir zehen; sollst für jeden eine Dublone haben.« Da gieng der Spaßmacher hinaus in den Wald, rief die Hasen und sprach:

Ihr Häslein, springet alle fort!

Hans Großmaul kommt an diesen Ort,

Möcht' zehen Hasen jagen.

Und als der Junker kam, konnte er den ganzen Tag keinen Hasen jagen. Der König aber ließ ihn wieder zehen Tage lang einsperren, weil er sein Wort nicht gehalten hatte.

Und wie er wieder frei war, sprach der König: »Ich möchte wol einen Hirsch für meinen Tisch haben.« Der Junker gedachte seines Leidens, das seine Prahlerei ihm schon verur-[52]sacht hatte, und sagte bescheidenlich: »Ich will hingehen und schauen, ob ich einen Hirsch erlegen kann.« Und als er hingieng, konnte er wirklich einen solchen schießen und brachte ihn mit Freuden dem König. Der lachte und sprach: »Schau, wenn man nichts Unmögliches verspricht, so ist das Worthalten leicht.« Und der Spaßmacher lachte in's Fäustchen, denn der Junker war von jetzt an bescheiden.

[71]

*Das Bürli im Himmel.*

S'isch emol es arms, fromms Bürli gstorbe und chunnt do vor d'Himmelsporte. Zur gliche Zit isch au e riche, riche Herr do gsi und het au i Himmel welle. Do chunnt der heilig Petrus mit em Schlüssel und macht uf und lot der Herr ine; das Bürli het er aber, wie's schint, nit gseh und macht d'Pforte ämel wider zue. Do het das Bürli vorusse ghört, wie de Herr mit alle Freude im Himmel ufgno worden isch, und wie sie drin musiziert und gsunge händ. Aentli isch es do wider still worde, und der heilig Petrus chunnt, macht d'Himmelsporte uf un lot das Bürli au ine. s'Bürli het do

gmeint, s'werd au musiziert und gsunge, wenn es chöm, aber do isch alles still gsi; me het's frili mit aller Liebi ufgno und d'Aengeli sind em etgäe cho, aber gsunge het niemer. Do frogt das Bürli der heilig Petrus, worum das me bi ihm nid singi, wie bi dem riche Herr; s'geu, schint's, do im Himmel au partiisch zue, wie uf der Erde. Do seit der heilig Petrus: »Nei wäger, Du bisch is so lieb wie alli andere und muesch alli himmlische Freude gniesse wie de rich Herr; aber lueg, so armi Bürli, wie Du eis bisch, chöme alli Tag i Himmel; so ne riche Herr aber chunnt nume alli hundert Jahr öppen eine.«

[117]

*Der Schmutzli.*

S'isch einisch es böses Chind gsi, das het der Mueter nie welle folge. Keis Warne het battet und keis Ströfe, bis d'Mueter emol gseit het, wenn's jetz nid besseri mit dem Setzchopf, so gäb si's bim Tünel z'nächsti Wiehnachte dem Schmutzli, dä wärd em de scho der Meister zeige. Guet; d'Wiehnecht isch cho, do seit si heimlicherwis dem Chnächt: Los, Hans, mach du jetz der Schmutzli und gang use vor's Fenster, und wen i der de s'Chind use reiche, so nimm mer's ab und schmeiz es und gib em e Denkzedel, das es der Schmutzli siner Lebzig nümme vergißt und mer einisch wüße, gäb das wüest Chind nid einisch well brav werde. Nume gredt! seit der Hans und goht starregangs i d'Chuchi, wil er no gschwind het welle si Pfiiffen azünde. Unterdesse het aber d'Mueter das Chind scho gno und zum Fenster use gstreckt und rüeft: »Bist do, Schmutzli?« »Jo!« macht's dusse; d'Mueter lot ihres Chind los, und wo der Chnecht mit der brönnige Pfiiffe voruse chunnt, so isch das Chind furt gsi und kei Mönch uf der Welt het meh chönne säge wer's gholt het.